

R/TP 136p

Die  
Entdeckungsreise

des Herrn

Dr. Theodor Lessing

zu den

Ostjuden.

Von

Binjamin Segel.



Bibliothèque Maison de l'Orient



129642

Preis 1 Mark = K 1.20.

Lemberg 1910.

Verlag „H a t i k w a“, Mickiewiczgasse 5.

*à Monsieur Salomon Reinach* R/TP 136 D  
*publié par l'éditeur* *de l'Institut*  
*Autriche* *par l'auteur*

5 1910

Die

# Entdeckungsreise

des Herrn

Dr. Theodor Lessing

zu den

# Ostjuden.

Von

Binjamin Segel.



Preis 1 Mark = K 1.20.

Lemberg 1910.

Verlag „H a t i k w a“, Mickiewiczgasse 5.



*„Ich oder ein anderer: Irgendwer mußte  
den Schächer strafen. Kein ehrenvolles Geschäft;  
aber vornehmes Übersehen ist nicht immer am  
Platz und macht den Lumpen das Handwerk  
zu leicht“.*

*Thomas Mann.*

# Inhalt.

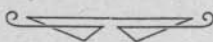
Die antisemitische Presse begrüßt Dr. Th. Lessing als Bundesgenossen. Seite 1. — Richard Wagner über die Emanzipation der Juden in Deutschland. Seite 1. — Die Juden in Deutschland und die Neger in Mexiko. Seite 2. — Die Entdeckungsreise nach dem fernen Osten. Seite 2. — Herrn Dr. Lessings erstes Zusammentreffen mit polnischen Juden. — Der diebische Hausknecht als Typus des polnischen Juden Seite 3 — Fürst Peter Krapotkin über die polnischen Juden. Seite 4. — „Echte jüdische Chuzpe“. Seite 5. — Herr Dr. Lessing bezeugt, daß die Ostjuden mit Vorliebe stehlen, gaunern, betrügen. — Sie schwören Meineide um einen geringen Sündenlohn. Seite 6. — Der Talmud in seiner Lächerlichkeit. Seite 8. — Was man für verderbliche Lehren im Talmud finden kann. Seite 9. — Die Lieblingsbücher der Juden. — Was sie über die Heiligkeit des Eides lehren. Seite 10—12. — Der Charakter der „Ostjuden“, in ihrer Sprache ausgeprägt. — Dessen Merkmale: Tücke, lauerner Hinterlist, nüchterne Habgier; unsinniger Aberglaube; finsterner Fanatismus; Abwesenheit aller edlern Züge, wie Natürlichkeit, Naivetät, Geradheit. Seite 12—13. — Ostjüdischer und westeuropäischer Aberglaube. Seite 14. — Dr. Lessings Besuch bei den Chassidim in Krakau. — Eine geheimnisvoll grauenhafte Versammlung. — Die Tefillin und Zizith am Freitag abends. Seite 14—15. In der großen Synagoge. — R. Israel Baal-Schem über die verschiedenen Arten, zu beten. — Ein Misnagge über die Betweise der Chassidim. — Fürstin Radziwill über die Chassidim. Seite 16—17. — Die Beschimpfung der jüdischen Frauen im allgemeinen. — Die jüdische Frau wird ohne Eigenheit und Einzelseele geboren. — Sie ist ein Gegenstand der Spekulation und des Gelderwerbes. — Die Juden sind überzeugt, daß es keinen Genuß gibt, der nicht für Geld käuflich wäre. Seite 18—19. — Den Juden sind menschliche Liebesgefühle völlig fremd. — Das Verhältnis der Geschlechter unter ihnen nüchtern und rein materiell. — Die Bibel als die Ursache dieser Zustände. — Frühe Heiraten. — Uneheliche Mütter in Berlin. — Der Schmuser, der Schadchen und die Heiratsannonce. — Die Berliner Heiratsmärkte. — Das „Einheiraten“. — Die Abscheu der Westeuropäer vor der Mitgift. Seite 18—21. — Die Jüdinnen als Geschlechtsware. — Die Jüdin als Hausfrau. — Die Frau und das Heim. — Christin und Jüdin. — Die Jüdin im Sprichwort. — „Escheth Chajil“ ein Produkt deutschen Geistes. Seite 22—23. — Die Beschimpfung der „ostjüdischen“ Frauen. — Sie prostituieren sich mit naiver Selbstverständlichkeit, Gemütlichkeit und freudiger Herzenslust. — Die Väter finden nicht das mindeste daran, ihre Töchter zur Schande zu verkaufen. — Mit Vorliebe tun dies die allerfrömmsten und religiösesten Naturen. — Talmudstudium und Mädchenhandel. — Bibel und Prostitution. — Die sexuelle Moral der deutschen Juden und Jüdinnen im Lichte des Antisemitismus. — Leuss und Hammerstein als Tugendwächter. — Schopenhauer über die Unkeuschheit und Schamlosigkeit der Judenseele. — Theodor Lessing wird ausgesandt, um die „Ostjuden“ zu erlösen. Seite 23—27. — Unfähigkeit der Juden, ein Genie hervorzubringen. — Treitschke, Lagarde, Dühring, Bewer, Theodor Lessing und andere Anti-

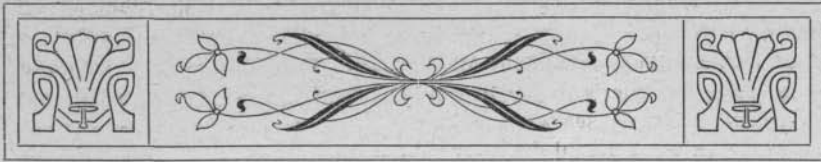
semiten über die geistige Inferiorität der Juden. Seite 27—29. — Der Maßstab der westeuropäischen Ethik. — Ihre Repräsentanten. Seite 29—30. — Der kupplerische Vater. — Zweierlei Maß. Seite 30—32. — Die Ostjuden als Antisemiten. — Die neueste, verkürzte Methode, fremde Länder zu erforschen. Seite 32—33. — Eine verworfene Menschensorte. — Was man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Juden in Deutschland sagte. Seite 33—34. — Was man in Krakau sehen kann. Seite 35—36. — Lessing und Choisek. — Einige bescheidene Fragen an Herrn Prof. Geiger. — Prof. Geiger als Beschützer der Krypto-Meschumodim. — Geiger und Frommer. — Prof. Geiger und Maximilian Harden. — Prof. Geiger als Kommentator seines Vaters. — Prof. Geiger und die Chuligans. — Prof. Geiger, der Portier. Seite 37—42. — Der jüdische Antisemitismus. — Treitschke über ihn. — Psychologie des jüdischen Antisemitismus. — Psychologie der Kanaille. — Die Enttäuschten des Lebens. — Der ewige Privatdozent und der geheimnisvolle Regierungsrat. — Maximilian Harden als typischer Vertreter des jüdischen Antisemitismus. — Symptome des jüdischen Antisemitismus. — Was die deutschen Juden denen anderer Länder gebracht haben. — Pflicht der deutschen Juden, den jüdischen Antisemitismus aus ihrer Mitte auszurotten. Seite 42—48. — Die „Ostjuden“ und die „Westjuden“. — Wie Todros Lokschentopf sich vom Ostjuden zum Westjuden wandelte. — Die „östlichen Gefilde“: Czernowitz und Budapest. — Die alteinwässigen Westjuden von Wien als Antisemiten. — Ein Wiener jüdischer Abgeordneter gegen die Ostjuden. — Ein Wiener Rabbiner beschimpft die galizischen Juden auf der Kanzel. — Die Westjuden und die Westgojim. — Die verschenkten Westjuden. Seite 48—54. — Wozu der liebe Gott die Kartoffeln geschaffen hat. — Lessing über Samuel Lublinski. — Paul Tschorlich über Lessing. — Thomas Mann über Lessing. Seite 54—57. — Die Westjuden und die Ostjuden von ehemals. — Die Westjuden von Bordeaux. — Sephardim gegen Aschkenasim. — Rothschild, der Plebejer. — Was ist Adel? — Treitschke für die westjüdische Aristokratie. — Die Juden in Polen. Seite 57—64. — Die Literatur der galizischen Juden. — Dr. E. Finkel über Franzos. — Feldman, Brandstetter, Samuely. — Dr. Lessing als Räthsel. — Unser verschleierter Erlöser. Seite 65—68. — Die Lebensretter der galizischen Juden. — Wohltätigkeitsindustrie. — Unsere Wiener Versorger. — Die Heldentat des Herrn von Taussig. — Gudemann über Taussig. — Galizien als Zufluchtstätte für die politisch Obdachlosen. — Das Malheur als Abgeordneter. — Ein Mahnwort an alle Galizienfahrer. — Die neueste Galizienfahrerin. — Die Deutschen in Palästina gegen die Juden. — Hiobs Bitte an seine Kommentatoren. — Schluß. Seite 68—74.

### Druckfehler.

Seite 9, Zeile 17 von unten, statt „der“, lies „die“.

Seite 36, Zeile 10 von oben, anstatt „Historikers“, lies „Historiker“.





Kommt da vor einigen Tagen einer meiner christlichen Freunde zu mir und hält mir scheinbar und verlegen ein Zeitungsblatt hin. „Ich trag das schon zwei Wochen bei mir herum. Weil Sie nämlich krank sind, wollte ich Sie nicht aufregen, aber jetzt, da es Ihnen schon besser geht, müssen Sie mir sagen, ob das denn wahr sein kann, was da drin steht?“ Es ist das Deutsche Volksblatt, das Hauptorgan der Wiener Antisemiten, eines der giftigsten und widerwärtigsten unter den judenfeindlichen Blättern. Ich erkläre also dem liebenswürdigen und teilnahmsvollen Mann, daß ich gar nicht neugierig sei, da ich im voraus wissen könne, was dort geschrieben stehe. „Aber nein, nein, das müssen Sie unbedingt lesen! Ich bin außer mir. Das hat ja ein Jude geschrieben. Passen Sie auf, das macht bald die Runde durch die gesamte antisemitische Presse Europas.“ Ich horche auf und lasse mir die einleitenden Sätze vorlesen. „Nichts ist bekanntlich dem Judentum so unbequem, als die Anschneidung der Rassenfrage in dem Sinne von der Ungleichwertigkeit und verschiedener Artung der einzelnen Volksstämme und darum versucht es auch stets die Berechtigung des Antisemitismus ad absurdum zu führen, indem es ihn auf das rein religiöse Gebiet hinüberspielt. Solch einem Fälscherkunststückchen verdankt ja auch der Verein der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens in Berlin sein Dasein. Auch Richard Wagner beschäftigt sich in seiner Abhandlung „Erkenne dich selbst“ mit der schlaunen Taktik der in Deutschland lebenden Juden, sich als



Deutsche auszugeben, indem er mit Bezug auf die Emanzipation der Juden bemerkt, daß die ihnen erteilte Vollberechtigung, „sich in jeder Beziehung als Deutsche anzusehen,“ ungefähr so sei, wie „die Schwarzen in Mexico durch ein Blankett autorisiert wurden, sich für Weiße zu halten.“ Auf diese schönen Sätze folgt ein weiteres Zitat aus Richard Wagner: „Wer sich diesen Vorgang (nämlich die Emanzipation der Juden zu Deutschland) recht wohl überlegt, muß, wenn ihm das eigentlich Lächerliche desselben entgeht, doch wenigstens in das höchste Erstaunen über den Leichtsinn, ja die Frivolität unserer Staatsautoritäten geraten, die eine so ungeheure, unabsehbar folgenschwere Umgestaltung unseres Volkswesens, ohne nur eine Besinnung von dem, was sie taten, dekretieren konnten.“

Man glaubt anfänglich, daß dieser in einem Wiener Blatt erscheinende, aus Berlin datierte Artikel, von den Juden in Deutschland handle. Aber die angeführten Sätze sind nur das Prælude zu einem Auszug aus einer Serie von Artikeln, „die der Jude Dr. Theodor Lessing, Privatdozent der Philosophie und Pädagogik an der Hochschule in Hannover, in der Allgemeinen Zeitung des Judentums, Redakteur Ludwig Geiger, Verlag Rudolf Mosse, Berlin, veröffentlicht hat.“ Diese Serie von Artikeln handelt jedoch gar nicht von den deutschen Juden, sondern von den sogenannten „Ostjuden“. So werden nämlich in neuester Zeit die 7 bis 8 Millionen Juden in Rußland, Polen, Galizien, der Bukowina und Rumänien bezeichnet. Das Deutsche Volksblatt bringt lange Auszüge aus dem Elaborat des „Juden Theodor Lessing“ und begleitet sie mit einem frohlockenden Kommentar. Schon lange hatte das ehrenwerte Organ Luegers, Schneiders und Liechtensteins nicht solche glückliche Stunden gehabt. Es gibt ja in Wien viele Antisemiten jüdischer Abstammung, aber diese sind längst getauft. Hier jedoch hat es einen oder eigentlich zwei leibhaftige Juden als beredte Kronzeugen für alle nur wünschbaren Schändlichkeiten und Verwerflichkeiten ihrer Rasse. Ich traue meinen Augen nicht und halte die ganze Sache für einen Fastnachtsulk. Sollte das wirklich ein Jude geschrieben und ein jüdischer Redakteur, und sei es auch nur Ludwig Geiger, veröffentlicht haben? Es wäre Frevel, sich auf antisemitische Zitate und Versicherungen zu verlassen. Ich ließ mir daher die Allgemeine Zeitung des Judentums kommen, um den Artikel im Original nachzusehen. Ich muß sagen, daß mir schon sehr lange nichts, auch nur annähernd gleich Gehässiges, Verlogenes und Böswilliges gegen Juden und Judentum zu Gesicht gekommen ist. Man muß in

die Zeit zurückgreifen, da die Giftblüten des Antisemitismus in Deutschland in voller Entfaltung waren, um so viel offenkundiger Unwahrhaftigkeit, so viele Verleumdungen, sinnlose Übertreibungen, haltlose Verallgemeinerungen und böswillige Beschimpfungen vereint zu finden, wie sie dieser angebliche Jude Dr. Theodor Lessing in dieser angeblichen Zeitung des Judentums gegen die Gesamtheit der Juden in Osteuropa, also in Rußland, Polen und Rumänien schleudert. Dieser Mann soll nämlich im Jahre 1906, also in der Zeit der höchsten revolutionären Gährung in Rußland, irgendwo „im fernen Osten“ die dortige jüdische Bevölkerung mit „sozial-politischen Vorträgen“ beglückt haben, es ist nicht klar, in wessen Auftrag oder auf wessen Wunsch; dabei habe er die Gelegenheit benützt, sich ein wenig die „polnischen Juden“ anzuschauen, namentlich in Warschau und in Krakau; er hatte einen Auftrag — man weiß nicht von wem? — über die neuen Schulen in Krakau — die es dort gar nicht gibt — zu berichten; an wen? Das erfahren wir nicht. Er kam, sah und schrieb. Er hatte flugs das Wesen des „polnischen Juden“ in Gesprächen mit einem Hausknecht, einem Gymnasiasten, einem Schulmädchen, einem Hotelwirt, einem Bordellbesitzer und einigen armen, alten Leuten erforscht und schreibt über ihn eine Abhandlung. Die vom theoretischen Antisemitismus in Deutschland zur höchsten Virtuosität ausgebildete Methode, mißfällige soziale und wirtschaftliche Zufälligkeiten, die sich auf Einzelne oder auf kleine Gruppen beziehen, als wesentliches und bleibendes Merkmal sämtlicher deutscher Juden auszugeben; Individuen aus ihrer Mitte, die die Juden selber am kräftigsten verachten und deren Gebahren sie am nachdrücklichsten brandmarken, als ihre repräsentativen Männer hinzustellen, in denen sich das Wesen ihrer Gesamtheit am klarsten ausprägte und für die die Gesamtheit verantwortlich sei — diese echt antisemitische Methode bedenckloser Verlogenheit ist hier auf die Juden in Polen und Rußland angewandt und hat ein gehässiges Bild geliefert, das nicht einmal durch die plumpe Unbeholfenheit der Darstellung und den mittelmäßigen Stil gemildert wird.

\* \* \*

Gleich am Eingange grüßt uns solch ein repräsentativer Mann sämtlicher „polnischer Juden“. Er ist — Kellner und zugleich Hausknecht und Portier in einem Hotel eines Städtchens an der deutschen Grenze. Und als unser Forscher sich nach dem „fernen Osten“ begab, um jene Gegenden mit seinen sozial-politischen Vorträgen zu

erleuchten und in jenen Gasthof einkehrte, versuchte der Kellner, ihn auf eine gröbliche und plumpe Weise zu betrügen, was Herr Dr. Theodor Lessing breitspurig ausmalt, um uns zu zeigen, „wie teuer ihm seine erste Begegnung mit einem polnischen Juden zu stehen kam.“ Und von da ab, versichert uns der Entdeckungsreisende, war er im Verkehr mit polnischen Juden immer auf der Hut, damit sie ihn nicht in irgend einer Weise begaunern und betrügen. Selbst in Schulen und Synagogen, ja sogar, wenn er seine erleuchtenden Vorträge hielt, mißtraute er allen seinen Gastfreunden!

Und das alles hat mit seinem Gaunerstreich der Kellner getan!

Vielleicht lohnt es sich, die Schilderung eines anderen Reisenden hieher zu setzen, dessen wissenschaftliche Bedeutung (als Geograph und Geologe), dessen sozial-politisches Wissen, dessen Welt- und Menschenkenntnis ihn mindestens dem obskuren Herrn Theodor Lessing gleichstellen, der aber den Vorzug hat, um vieles, sehr vieles glaubwürdiger zu sein. Der Fürst Peter Krapotkin schildert in seinem wunderschönen Buche „Autour d'une vie“, Paris 1902, Seite 301 bis 303 seine erste Begegnung mit polnischen Juden. Im Jahre 1872 kehrte er zum erstenmal von langen Reisen in Westeuropa nach der Heimat zurück. Im Innern Rußlands erzogen, hatte er nie zuvor Gelegenheit gehabt, richtige typische Juden aus den unteren Klassen kennen zu lernen. Er führte eine ganze Menge verbotener Literatur mit sich, die er über die Grenze schaffen wollte. Er wußte, daß an der galizischen Grenze viele Juden das gefährliche Schmugglerhandwerk betrieben, aber wie einen ausfindig machen? Er wandte sich in Krakau an einen Juden, der am Eingange des Hotels stand, „gekleidet in seinen traditionellen Kaftan, mit langen Seitenlocken an den Schläfen“, und die Aufträge der Gäste entgegennahm. Dieser erscheint bald darauf in Begleitung eines jungen Mannes, der vorzüglich deutsch, polnisch und russisch spricht. Doch dieser lehnt den Antrag ab. „Wir arbeiten nur in Seide“, erklärte er, „die Bücher sind zu schwer, wenn ich auf Grund unseres Tarifs meine Leute nach dem Gewicht der Colli bezahle, wird Ihnen die Sache zu teuer zu stehen kommen.“ Der Kommissionär bringt ihm einen anderen. „Dieser erfaßte das Paket, stellte es an die Türe und sagte: Schon gut. Wenn Sie morgen reisen, finden Sie Ihr Paket auf dieser und dieser . . . . . Station.“ „Was wird mich das kosten?“ fragte ich. — „Wieviel wollen Sie anlegen?“ — Ich leerte den ganzen Inhalt meiner Geldbörse auf den Tisch und sprach: „Ich behalte nur so viel, als ich für ein Billet

dritter Klasse brauche, alles andere gehört Ihnen.“ „Was? Was?“ schrien die beiden Juden zugleich. „Was fällt Ihnen denn ein? Ein Herr wie Sie soll dritter Klasse reisen? Unmöglich. Nein, nein, das können wir nicht zugeben. Acht Rubel genügen, einen Rubel können Sie dem Kommissionär geben, das bleibt Ihnen überlassen. Wir sind doch keine Strassenräuber, wir sind ehrliche Schmuggler.“ Und sie weigerten sich hartnäckig, mehr von mir anzunehmen. „Ich hatte oftmals von der Ehrlichkeit der jüdischen Grenzschnuggler gehört“, fügt Fürst Krapotkin hinzu, „aber ich hatte nicht erwartet, einen so schlagenden Beweis dafür zu erleben. Viel später, als unser Kreis oftmals ganze Ladungen verbotener Literatur nach dem Inland transportierte und noch viel später, als so viele verfolgte Revolutionäre und Flüchtlinge die Landesgrenzen hin und zurück überschritten, ist es auch nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß die jüdischen Schnuggler einen verraten oder die Gelegenheit ausgenützt hätten, sich ihre Dienste über Gebühr bezahlen zu lassen.“ Und es ist bekannt, daß die reaktionäre Regierung auf den Kopf vieler Revolutionäre einen so hohen Preis setzte, daß ein Schnuggler über Nacht durch Verrat zum enorm reichen Mann hätte werden können. Dabei muß man bedenken, daß hier von Schnugglern die Rede ist, aus deren Kreisen sich doch nicht die Rabbiner, Gemeindevorsteher oder sonstigen Repräsentanten der Gesellschaft zu rekrutieren pflegen. Ein großer Dichter der Gegenwart, der entzückende Reiseskizzen aus Italien entworfen hat, sagt, jeder, der in Italien reise, solle darüber schreiben, denn ein jeder erlebe ein anderes Italien, je nach seiner Persönlichkeit. — Es scheint, daß dies nicht nur von Italien gilt.

Doch jener Kellner an der preussischen Grenze ist nach Herrn Dr. Lessing nicht nur in Bezug auf die Ehrlichkeit der Repräsentant der 7 bis 8 Millionen „polnischer Juden“, er verkörpert in sich auch noch andere, mehr intime, seelische Eigenschaften seiner Rasse. Als Herr Dr. Lessing den Betrüger zur Rede stellte, tat er sehr beleidigt, dann weinte und zetterte er, am Ende drohte er mit Richter und Polizei und forderte, der Ankläger solle mit ihm zu Gericht gehen. Darin erblickt Herr Dr. Lessing „ein Beispiel echt jüdischer Chuzpe“.

Dieses schöne Wort tönt mir jetzt zum zweitenmale im Leben aus jüdischem Munde entgegen. Das erstemal vernahm ich es von zwei jüdischen Kommis-Voyageurs aus der Konfektionsbranche, die im Café Monopol zu Berlin wegen eines Frauenzimmers in Streit geraten waren. „Das ist echte jüdische Chuzpe!“ rief einer dem

andern zu. Ich weiß noch, wie mich das widerwärtig berührte. Wie konnte ein Jude solch ein antisemitisches Schimpfwort in den Mund nehmen? Mußte nicht jeder Jude wissen, daß bei den Juden noch vom Talmud her gerade die Chuzpa als ein untrügliches Merkmal nichtjüdischer, unehrlicher Herkunft gilt? Aber, du sollst von einem Kommis-Voyageur der Konfektionsbranche nie zu gering denken; du kannst nicht wissen, wie viel er mit einem Privatdozenten der Philosophie und Pädagogik gemein hat! — Und was jenen Kellner anbetrifft, sollte er nicht zufällig seine Lehrjahre sehr nützlich im Westen, z. B. in Paris, zugebracht haben? Erst vor kurzem las man, daß die dortige Polizei einem Syndikat auf die Spur gekommen ist, das die Kellner der allerersten Restaurants, Cafés und Hotels gebildet, um besonders Ausländer durch falsches Geld und dgl. zu prellen. Hat schon jemand deswegen sämtliche Pariser für Diebe erklärt, unter denen man sich die Taschen zuhalten muß, selbst bei Vorträgen und im häuslichen Kreise?

\* \* \*

Eine Rasse von Taschendieben ist natürlich zu jeder Schandtats bereit. Warum sollen sie nicht auch mit Lust und Vorliebe, zum Beispiel, falsche Eide schwören? Und so erzählt uns L. mit Behagen „von der naiven Selbstverständlichkeit, mit der der polnische Jude zu ganefen (stehlen) pflegt.“ Er hatte irgendwo in einem Städtchen, dessen Namen er gnädig verschweigt, eine kleine Formalität zu erledigen, zu der die Identifizierung seiner Person unerlässlich war und da er an dem betreffenden Orte niemanden kannte, geriet er in Verlegenheit. Doch sein Wirt, „ein polnischer Jude, nennen wir ihn Edelstein,“ verwies ihn an einen Notar und vertröstete ihn, er würde in seinem Gastlokal einigen Gästen Bescheid sagen und diese würden ihm, gegen ein kleines Trinkgeld, dienen. Als er am nächsten Tage auf die Straße trat, begegneten ihm nacheinander einige Juden, die ihn begrüßten. Unser kluger Doktor wundert sich darüber höchlich; schließlich übermannt ihn die moralische Entrüstung und er donnert einen der Grüßenden an: „Kennen Sie mich denn?“ Jener Frevler aber, anstatt in die Erde zu versinken, lacht ganz schamlos hell auf und ruft: „Nu, werd ich den Doktor Lessing nicht kennen?“ — Nun wird jeder einsehen, daß es keines schlagenderen Beweises bedarf, daß „die ganze Gesellschaft erbötig war, für ein paar Heller jeden Meineid zu schwören“, daß Herr Dr. Lessing ihr alter Bekannter sei! Schade nur, daß Herr

Dr. Lessing nicht dem Notar gegenüber seiner moralischen Entrüstung Luft gemacht hat. Ich weiß ganz genau, was er ihm geantwortet hätte: „Ei, was sind Sie für ein Lekesch, Herr Doktor! Sind alle in Hannover so klug? Oder glauben Sie, ich, der ich hier im Städtchen jeden Einwohner von Kindesbeinen an kenne, wüßte nicht, daß diese Juden da nie in ihrem Leben über das nächste Dorf hinausgekommen sind und keine Bekanntschaften in Hannover haben können? Sehen Sie denn nicht, daß das ganze nur eine leere Formalität ist? Hier habe ich im Vorzimmer zwei sogenannte „Jahreszeugen“ sitzen, sehen Sie her, Herr Doktor, es sind zwei Invaliden, die sich auf diese Weise einen kleinen Nebenverdienst erwerben, indem sie die Aufgabe haben, alle Leute die hieher kommen, um Dokumente zu beglaubigen, zu kennen und wiederzuerkennen; komische Figuren das, spaßhafte Gestalten; sind auch schon ins Sprichwort und sogar in die Novelle gekommen, aber keinen Menschen ist es je eingefallen, diese harmlosesten aller Zeitgenossen für meineidige Schufte auszugeben“. So würde wohl der Notar dem Moralisten von Hannover geantwortet haben. Mir aber fällt ein, daß ich ganz genau dasselbe in — Berlin erlebt habe, als ich mich an der dortigen Universität immatrikuliert hatte. Ich hatte als Militärpflichtiger nur einen halbjährigen Paß bekommen, die Universitätsbehörde riet mir jedoch, meinen Paß durch die österreichisch-ungarische Botschaft verlängern zu lassen. Dort verlangte ein kurz angebundener Beamter, ich sollte zwei Zeugen beibringen, die meine Identität bekunden. Auf meinen Einwand, ich hätte in Berlin gar keine Bekannten und es gäbe hier keinen Menschen, der bezeugen könnte, ich sei derselbe, der im Jahre soundso in dem galizischen Dörfchen soundso geboren worden, würdigte er mich nicht einmal eines Blickes. Da war guter Rat teuer. Aber einen sehr billigen wußte Herr Kieschke, mein Wirt, bei dem ich seit einer Woche wohnte und der ein wohlbestallter kaiserlich deutscher Postsekretär war. Eine Stunde darauf stand er und sein Nachbar, Herr Lemcke, Beamter eines Offizierskonsumvereines, mit mir vor dem besagten Botschaftsbeamten, bezeugten meine Identität und die Sache war in Ordnung. „Woher wissen Sie denn, wer ich bin?“ fragte ich Herrn Lemcke, den ich nie zuvor gesehen hatte. „Aber, Herr Kieschke hat's mir ja gesagt,“ erwiderte er mit einer Miene, als wollte er sagen: „Was bist du für ein Ochse!“ Ich habe vier Jahre bei den Leuten gewohnt und kann bezeugen, daß sie nicht nur keines Meineides, sondern nicht der geringsten Unredlichkeit oder

auch Inkorrekttheit fähig sind. — Jenen Mann oder jene Männer möchte ich aber sehen, die dem Herrn Lessing „einen Auftrag“ gegeben haben, uns polnische Juden heimzusuchen und über unsere moralische und wirtschaftliche Notlage öffentlich zu berichten. Das kann doch nur in der Absicht geschehen sein, uns Erlösung zu bringen. Nun, jener Mann, oder jene Männer haben eine glückliche Wahl getroffen. Herr Dr. Lessing ist der geeignetste Sendbote hiezu. Er ist nicht nur ein wohlwollender Freund und besonnener Beurteiler, sondern auch ein scharfer Beobachter und kluger, tüchtiger Menschenkenner.

Tüchtig vor allen Dingen. Als Psychologe ging er liebevoll den seelischen Spuren der polnischen Juden nach, sogar in — Leipzig. Hier hatte er einmal — offenbar noch bevor er von dem großen Unbekannten die Mission erhalten hatte, zu „forschen“ — eine kleine orthodoxe Synagoge der russischen und polnischen Juden entdeckt und beobachtete den Talmudunterricht am Sabbatschluß. „Die Schüler waren ganz alte, vom Leben verbrauchte Leute, darunter zwei uralte Greise, die aus alten hebräischen Ausgaben der Mischna lasen, obgleich es die besten modernen Ausgaben längst überall gibt. Der Rabbi, ein kleiner, weicher, fetter polnischer Jude, übersetzte etwas in näseler, singender Sprache, während von den Zuhörern nur selten jemand eine Frage oder einen Zusatz dazwischen warf. Ich hatte lange Mühe, herauszubekommen, um was es sich bei diesen Disputen handelte. Es handelte sich um die Frage, wie ein Bet ha kisse — sagen wir zu Deutsch mit parlamentarischem Ausdrucke eine — Waschgelegenheit, — „dem Gesetze gemäß“ besucht werden solle. Die Mischna ergeht sich ausführlich darüber, daß ein solcher Ort mindestens 13 Minuten von menschlichen Wohnungen entfernt sein müsse, daß er nicht in Gesellschaft besucht werden darf, wie ein Soldat im Felde, wo ein solcher Ort nicht auffindbar ist, sich benehmen müsse, wie ein alter, wie ein junger Mann.“ — Um diesen frivolen, hämischen Ton zu würdigen, muß man sich an die schönsten Zeiten des Antisemitismus in Deutschland erinnern, als jeder unwissende Flegel sich berechtigt glaubte, mit ungewaschenen Füßen auf dem Talmud herumzutrampein. Ich habe nicht das geringste Bedürfnis, mit der Sorte Pfefferkorn, Eisenmenger und ihresgleichen, die unausrottbar ist, wie das Ungeziefer, mich von neuem in eine Diskussion über den Talmud einzulassen. Aber Herr Dr. Lessing hätte gar nicht nötig gehabt, polnische Juden in einer Leipziger Winkelsynagoge aufzusuchen, um Juden dabei abzu-

fassen, wie sie Talmud mit Hingebung studieren. In Berlin, Hamburg, Halberstadt, Frankfurt a. M., Köln, Breslau, überall, wo in einer jüdischen Gemeinde eine „Chevra Schas“ existiert, hätte er ein solches Bild schauen können, und zwar sind es nicht nur arme, alte, schäbige Menschen, sondern Kommerzienräte und Universitätsprofessoren, Männer, die im wirtschaftlichen Leben Deutschlands eine bedeutende Rolle spielen, oder zu den Zierden deutscher Wissenschaft gehören, und sie sitzen hier demütig zu den Füßen des Rabbi, nicht selten machen sie selber den Rabbi, und sie sinnen und disputieren über die uralten Lehren und Vorschriften ihrer heiligen Bücher, die, auch wo sie sich um die allerkleinsten Dinge drehen und am trockensten zu sein scheinen, doch noch himmelhoch erhaben sind über all die Diskussionen über den neuesten Skandalprozeß, über die neuesten Varieté-Sterne, womit unsere Modernen ihre Abende beim Kartenspiel im Kaffeehaus zuzubringen pflegen. Hätte Herr Dr. Lessing sich die Mühe genommen, in demselben Folianten — es war, wie er angibt, Synhedrin, Folio 99 (in der Mischna-Ausgabe!) — etwas weiter zu blättern, so wäre er z. B. auf folgende Sätze gestoßen: Beurteile deinen Nächsten nicht, bevor du dich in seiner Lage befunden hast! — Beurteile deinen Mitmenschen stets nach der Richtung der Milde! — Schätze keinen Menschen gering; denn es gibt keinen, der nicht einmal seine hohe Stunde hätte, und es gibt kein Ding, das nicht einmal statthaben könnte. — Liebe die Arbeit und fliehe der Herrschsucht, und sei nicht zu intim mit den Mächtigen. — Ihr Gelehrten, seid vorsichtig in euren Urteilen; Ihr wisset nicht, wie jene, die nach euch kommen, eure Worte deuten würden, und es könnte eine Entweihung des Namens daraus entspringen. — Sprich wenig und tue viel, und bringe jedem Menschen freundliches Wohlwollen entgegen. — Liebe den Frieden und strebe nach Frieden, liebe die Menschen, so bekehrst du sie zur göttlichen Lehre. — Das beste für den Durchschnittsmenschen ist Schweigen. Wer zu viel spricht, mehrt den Frevel. — Auf drei Dingen steht die Welt: auf der Wahrheit, auf der Gerechtigkeit und auf der Friedfertigkeit. — Die Ehre deines Nächsten sei dir so lieb, wie deine eigne. — Ausgeschlossen von der ewigen Seligkeit ist, wer Heiligtümer schändet, falsche Lehren verbreitet, den Bund Abrahams verleugnet, oder seinen Nächsten öffentlich beschämt. — Vielleicht hätte Herr Dr. Lessing weniger gestaunt, „daß bei solchen Debatten alle diese armen, alten, schlottigen, kränklichen Menschen aufzuleben scheinen“. Er hätte es viel-

leicht begriffen, warum „selbst gemeine, gefühllose und schamlose Gesichter von bodenloser Frechheit und unverschämter Zudringlichkeit, wie man sie gar nicht selten unter den polnischen Juden findet, bei Gelegenheit solcher Schulstreitereien einen vergeistigten, edlen Ausdruck bekamen“.

Es ist sicher eine gute Methode, wenn man das innere Wesen eines Volkes tiefer kennen lernen will, seine Lieblingsbücher zu studieren, aus denen ihm seit Jahrhunderten eine Summe von Gedanken und Anregungen zufließt, die in stiller unablässiger Arbeit seine Seele bilden, seinen Charakter formen, seine Phantasie beeinflussen, sein moralisches Empfinden und Handeln lenken. Dem Herrn Dr. Lessing mögen wenigstens einige dieser Bücher empfohlen sein, zumal auch ein moderner Psychologe aus ihnen manches lernen könnte. So z. B. Ikkarim, Kusari, Moreh Nebuchim, die das Lieblingsstudium in sabbatlichen Mussestunden bilden. Aber das sind allerdings Bücher für Grübler. Dagegen ist das Buch von den Pflichten des Herzens eines der meist verbreiteten und zugänglichsten. Und nun gar das 800 Jahre alte Buch der Frommen, das in unzähligen Auflagen und volkstümlichen Übersetzungen in allen Schichten des Volkes verbreitet ist und nur selten in einem jüdischen Hause fehlt. In diesem Buche könnte Herr Lessing etwa folgende beherzigenswerte Lehren finden: Folgende Dinge verhindern die Buße: üble Nachrede, Verleumdung, Jähzorn, böse Absichten, ruchlose Gesellschaft, übertriebener Aufwand, unkeuscher Blick, Förderung unrechtmäßigen Erwerbes, Mißachtung des Lehrers, Verunglimpfung einer Gemeinschaft, Benützung des Pfandes eines Armen, Benachteiligung Armer und Witwen; Sichlossagen von der Gemeinschaft, der man zugehört; durch Herabsetzung des Nächsten sich in ein günstigeres Licht setzen; Verdächtigung Redlicher. — Es gibt eine Art, meuchlings zu morden, die nicht greifbar ist; diese Sünde scheint leicht, ist aber sehr schwer vor Gott; das ist, seinen Nächsten durch üble Nachrede öffentlich beschämen; hat einer das verübt und kommt und will Buße tun, so soll man zu ihm sagen: Wisse, daß du ein großes Übel angerichtet hast, es ist, als hättest du das Blut deines Nächsten vergossen, du mußt also, mein Sohn, den Beleidigten um Verzeihung bitten, bis er dir vergibt und du mußt dir ernstlich vornehmen, nie wieder jemanden zu lästern oder zu verleumden, u. s. w. . . . — Wer die Gewohnheit hat, häufig einen Eid anzubieten, ohne daß ihn ein Gegner gerichtlich dazu zwingt, mit dem darf man keinen Umgang pflegen. — Ein Jude war gerichtlich ver-

pflichtet, einem christlichen Schuldner gegenüber einen Schwur zu leisten, um zu seinem Gelde zu kommen. Er wollte verzichten, um nur nicht zu schwören, obwohl er ein gutes Gewissen hatte. Ein Bekannter rief ihm jedoch, zu schwören und die Hälfte der Schuld an Arme zu schenken. Der Rabbi dagegen sagte: Da du stets einem Schwur aus dem Wege gegangen bist, so tue das lieber auch jetzt, und es wird besser sein, als wenn du sogar die ganze Summe den Armen schenkest und noch aus Eignem zulegest. Darum soll man weder mit Juden, noch mit Christen anders als vor Zeugen Geschäfte abschließen, um nicht am Ende schwören zu müssen. — Einmal wurde ein Jude von Christen fälschlich angeklagt, daß er ihnen Arges zugefügt hätte; er war gezwungen, einen Eid zu leisten, daß er unschuldig sei. Nachher kam er zum Rabbi und sprach: Ich bereue, geschworen zu haben, obwohl ich ein gutes Gewissen habe und obwohl ich durch Androhung des Todes zum Schwören genötigt war, aber ich hatte bis dahin nie geschworen und auch meine Eltern hatten nie geschworen. Der Rabbi sprach: Wenn du Vergebung erlangen willst, mußt du dir vornehmen, nie Gottes Namen, selbst nicht bei ernstesten Dingen auszusprechen, nur beim Beten oder wenn du in der Bibel liesest. Und nur solche Geschäfte darfst du eingehen, die weder dich, noch andere zu einem Schwur bringen könnten. — Ein Herr bedrückte und plünderte die Juden seiner Stadt. Sie wollten fliehen, aber der Herr warf sie in den Kerker, ließ sie martern und erzwang von ihnen einen Schwur, daß sie die Stadt nicht verlassen würden. Da der Schwur unter Martern und Todesandrohungen erzwungen war, hätte man sie davon lösen können, aber die Rabbiner taten es nicht, denn das wäre ein Chillul Haschem gewesen. Den Juden blieb also nichts übrig, als sich beim König und beim Herzog zu verwenden, daß er sie jenem grausamen Herrn gegen seinen Willen abnehme. — Wohne nie an einem Orte, dessen Einwohner es mit Eiden und Schwüren leicht nehmen, denn für jede Sünde gibt es Sühne und Buße, aber ein Meineid wird selbst durch Buße auf dieser Welt nicht gesühnt. — Wisse, obgleich es heißt, man darf, um des Friedens willen, von der Wahrheit abweichen, wenn ein Jude oder ein Christ von dir z. B. ein Darlehen verlangt und du willst es ihm nicht gewähren, so darfst du nicht vorschützen: ich habe kein Geld, sondern du mußt die Wahrheit sprechen; denn um des Friedens willen darf man von der Wahrheit abweichen nur in Bezug auf Dinge, die vergangen sind, aber nicht auf Gegenwart und Zukunft. — Ich will nun gewiß nicht behaupten, daß unter den



Juden, denen dies Buch ein Heiligtum ist, keine Meineide vorkommen; sie kommen gewiß vor, ebenso viel oder ebenso wenig, wie anderwärts. Sonst hätte ja nicht der allgemein unter den polnischen Juden herrschende Aberglaube entstehen können, daß wer einen Meineid geschworen, keines natürlichen Todes sterben werde. Allein, mich will es schier bedünken, daß man z. B. in Königsberg auch nicht ganz strikt nach dem kategorischen Imperativ lebt; und wenn man in Berlin es mit Fichtes Wahrheitslehre ernst nähme, so hätte dort die ganze antisemitische Literatur, auch das Libellum des Herrn Dr. Lessing, nicht entstehen können.

\* \* \*

Die Sprache der polnischen Juden dient dem Herrn Doktor als besondere Zielscheibe des Hohns und er kann sich nicht genug tun an giftigen und hämischen Bemerkungen über ihre Art, mit einer Frage zu antworten. Diese sprachliche Eigenheit, die man bei allen Völkern mit lebhaftem Temperament findet und über die die Juden selber die gelungensten Witze machen, wird für Lessing, den Psychologen zum Beweis, daß die polnischen Juden von tückischem, hinterlistigem, stets lauerndem Charakter sind, daß sie unablässig darauf sinnen, den anderen, besonders den Fremden heimtückisch auszufragen und auszuhorchen, um ihn zu prellen! Selbstverständlich sind die echt germanischen Tugenden der Naivetät, Schlichtheit und Natürlichkeit diesem Volke vollkommen fremd. Sie spielen immer Komödie. Selbst wenn sie beten und Herr Dr. Lessing steht unter ihnen, veranstalten sie ein „Schaubeten“, um mit ihrer Inbrunst vor „dem Gelehrten aus Deutschland“ zu prunken! Und der Gelehrte aus Deutschland hat keine Ahnung, wie lächerlich er sich mit dieser Behauptung macht. Über ihre Sprache gießt er mit Behagen die fade Lauge seines geistlosen Spottes aus. Aber jeder, der die von ihm zitierten Gespräche liest, merkt gleich, daß sie gar nicht aus dem Munde des Volkes geschöpft sind; sie stammen vielmehr aus dem Wiener „Kikeriki“, dem sogenannten Witzblatt der Antisemiten. Das ist nicht jüdisch, wie es das jüdische Volk spricht, sondern antisemitischer Kauderwelsch, und wer einen Juden in dieser Mundart ankläfft, wird von ihm unweigerlich für einen Antisemiten gehalten werden, der ihn höhnen will, indem er seine Sprache verdreht und nachhäfft. Lessing, der Psychologe, findet an den polnischen Juden auffallend „ihre merkwürdige Mischung von trockenster, nüchterner Verständig-

keit mit unsinnigstem Aberglauben und mystisch-finsterem Fanatismus“. Und wieder ein andermal staunt er über den Widerspruch zwischen „dieser ganz einseitigen Einstellung auf die momentane Sicherheit des Lebens und zwischen (!) einer abstrakten Phantastik und Rabulistik, wie sie ähnlich nirgends (!) einem Volke eignet.“ Es ist die Gewohnheit aller sogenannten „Gebildeten“, über die Nüchternheit und Trockenheit, über den platten Materialismus und die praktische Engherzigkeit des Volkes vornehm zu staunen, wenn sie z. B. gelegentlich des Aufenthaltes in der Sommerfrische, oder bei einem Ausfluge in flüchtige Berührung mit den Bauern kommen, oder bei Wohltätigkeitsveranstaltungen sich der Interessen der niederen Stände gnädigst annehmen. Da ist der Bauer stumpf, weil er nicht gleich ihnen über jeden Sonnenuntergang und jede weidende Kuh in schwärmerische Verzückung gerät, und das Weib aus dem Volke ist roh, weil es nicht über jedes sentimentale Volkslied Tränen vergießt, wie eine romantische höhere Tochter. Und die armen Gebildeten merken nicht, daß die Leute aus dem Volke, die täglich und stündlich mit der härtesten Notdurft des Lebens kämpfen müssen, deren geistige Organisation „auf das unmittelbar Praktische und augenblicklich Nützliche eingestellt sein“ muß, wenn sie nicht elendiglich zugrunde gehen sollen, nicht in der Lage sind, gleich den gebildeten Herren und Damen einen Vorrat von Poesie und Romantik für den geselligen Gebrauch stets in Bereitschaft bei sich zu tragen. Das bleibt in den verborgensten Tiefen eingeschlossen, wie frisches Quellwasser in rauhem, hartem Gestein. Der gemeine Mann empfindet es als unkeusche Zudringlichkeit, als verletzende Indiskretion von Seiten eines Fremden, der an diese Seite seines Seelenlebens rührt, zumal, wenn er in dem Fremden einen übelwollenden Aushorcher, einen höhnischen Lauerer wittert. Und was für einen feinen Instinkt hat der gemeine Mann hiefür! Darum wird wohl Lessing, der Psychologe nur die Prosa, das alltäglich Banale, Trockene und Nüchterne des jüdischen Wesens gesehen haben. Wer aber tiefer zu graben versteht, wer das Vertrauen des Volkes erringt und in gesammelter Ehrfurcht seiner Seele lauscht, dem eröffnet sie ihre Schätze, die sich in Strömen von Volksliedern, Märchen, Sagen, Melodien und Überlieferungen ergießen, und der Dichter wie der Forscher findet sich reichlich belohnt. Freilich, wenn der polnische Jude dem Propheten Eliah beim Seder mit einem Weinpokal aufwartet, wenn die polnische Jüdin die Erzmütter beim Lichterbenschen am Freitag abend um ihren Tisch herum sitzen weiß, oder wenn

die Kinder sich vom König David erzählen, der ewig lebt, so ist das „unsinnigster Aberglaube und mystisch-finsterer Fanatismus“ oder ist es „abstrakteste Phantastik und Rabulistik“. Aber wenn die aristokratische Damenwelt von Berlin der „Christian science“ huldigt, wenn die Frau Geheimrat vor der Nummer 13 zu Tode erschrickt und der Herr Kommerzienrat am Montag und Freitag kein Geschäft eingeht, oder wenn im Hotel Bristol und im Kaiserhof kein Zimmer 13 vorhanden ist und im Berlin W., wo „Bildung und Besitz“ thronen, stets das Haus Nr. 14 an das Nr. 12 lehnt, so ist das — etwas anderes, aber auch ganz etwas anderes! Natürlich!

\* \* \*

Bewunderungswürdig ist indessen der rasche und weite Blick unseres Forschers. Nach seinen, allerdings recht dunklen, Angaben dürfte seine Forschungsreise mitsamt den Vorträgen „im fernen Osten“ und den Explorationen Warschaus und Krakaus kaum einige Wochen gedauert haben, und in dieser Spanne Zeit hat er es fertig gebracht, nicht nur die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse einer Bevölkerung von 7 bis 8 Millionen zu erforschen und die bodenlose Verruchtheit ihres Charakters aufzudecken, sondern auch die intimsten Züge ihres religiösen, häuslichen und Familienlebens zu ergründen, wozu ein minder begabter Psychologe jahrelanger Beobachtung und eines reichen, einwandfreien Materiales bedurft hätte. Es ist schon erwähnt worden, daß unser Forscher überzeugt ist, wenn er in eine Synagoge trete, tun die Juden, als ob sie ihre Andacht und Extase steigerten, um vor ihm mit ihrer Frömmigkeit zu prahlen. Aber es kommt noch schöner. Er schildert, wie er in Krakau eine chassidische Klaus, unweit von der großen Synagoge, „einem kellerartigen feuchten Gebäude“, besucht habe. „Die Zusammenkunft dieser kleinen Schar religiöser Fanatiker wurde streng geheim gehalten. Man gebrauchte unter einander nur die hebräische Sprache“. Aber er dringt dennoch ein, „in dieses entsetzlich baufällige, düstere Haus“, „in den kleinen, engen, halbdunklen Raum“. Hier wird er natürlich „von jeden einzelnen beobachtet, bergwöhnt und belauert“. Es ist wie gesagt: Freitag abends. Die Leute „berührten die Mesusoth, holten Tefillim und Zizith hervor und küßten ihre Finger“. „Die meisten gehörten zu den Chassidim, doch waren auch Anhänger anderer Sekten in dieser Klaus“. „Alles schrie, sang, gestikulierte und musterte dabei offenbar fortwährend mit Neugier meine Gesten und Mienen“. „Ein

ohrenzerreißendes Singen, wie ein einziger Klageschrei hallte hin in den Raum. Immer wahnsinniger, verzückter wurde die allgemeine Extase. Schreiende, näselnde Laute, konvulsivische Zuckungen, allgemeine Erregung und Bewegung, die sich bei einigen in Weinen entlud. Ich sah Menschen um mich, die wie Maniakalen gestikulierten, tobten und weinten. Mich schüttelte vor dieser Art des Gebetes beinahe Grauen. Mir wurde schlecht. Der eine überschrie den andern, schlug sich die Brust, raufte Bart und Haare, schleuderte den Oberkörper auf und nieder, bebte, zitterte in jedem Nerv. Ich hatte das Gefühl, unter Wahnsinnigen zu sein. . . . Ich drängte gewaltsam zum Ausgang, lief ins Freie, während hinter mir die klagenden, fürchterlichen Stimmen zusammenschlugen.“ Gott sei gedankt! Es überläuft einen ein ordentliches Gruseln, wenn man die Schilderung dieser gräßlichen Verschwörerhöhle liest. Zum Glück hat der Herr Doktor gütigst für einige erheiternde Momente gesorgt. Diese Klaus, in der diese Zusammenkünfte streng geheim gehalten werden und in der die Chassidim und die Anhänger anderer Sekten — man weiß nur nicht, was für welche und wo sie existieren — so furchtbar laut schreien und untereinander nur hebräisch parlieren, ist doch zu köstlich. Das Schönste jedoch sind die Tefillin am Freitag abend. Herr Dr. Lessing hält es offenbar mit jenem Magdeburger Lehrling, der seinem frommen Onkel versicherte, daß er jeden Sabbat Tefillin lege; an Wochentagen habe er nämlich keine Zeit. Herr Prof. Geiger, der diesen Satz passieren ließ, ist schon zu entschuldigen; er hat gewiß nie im Leben ein Paar Tefillin mit eigenen Augen gesehen und weiß nicht, wie und wann man mit diesen Dingen hantiert. Indessen scheint Herr Lessing diese ganze höllische Vision mehr im Traume, als in der Wirklichkeit geschaut zu haben; denn ebenso wenig wie ein Jude je am Freitag abend Tefillin gelegt, hat je ein Chassid bei diesem Gottesdienst geschluchzt, geklagt und geweint, sich Bart und Haar ausgerauft. Gleichwohl wäre ich bei der Schilderung dieser unheimlichen Spelunke und dieser furchtbaren Menschen umgefallen vor Schreck, wenn ich sie nicht zufällig sehr gut kennen würde. Einmal reiste ich aus Berlin zu den Ferien nach Hause und traf in Krakau mit dem mir befreundeten polnischen Maler Max Gierymski, dem Jüngern zusammen. Da es Freitag vor Sabbat Nachamu war, ging ich abends mit Gierymski in die große Synagoge zum Beten. Es ist ein grober, geschmackloser Unsinn, diese Synagoge als ein kellerartiges, feuchtes Gebäude zu bezeichnen. Sie ist eine der herrlichsten Sehenswürdigkeiten Krakaus. In den neunhundert Jahren, die sie auf

ihren Schultern trägt, hat sich das Niveau der umliegenden Straßen gehoben und man muß jetzt eine Treppe hinuntersteigen, um hineinzugelangen. Kein empfänglicher Mensch wird ohne Schauer der Ehrfurcht diesen mächtigen Raum betreten, in dem der Blick in die Höhe sich verliert, an dessen Wänden der Edelrost des Alters sitzt, an dessen Pfeilern die unverwischten Spuren heiligen Märtyrerblutes kleben. Durch die hohen Fenster drang das weiche Licht der Abenddämmerung und umschleierte die milden Flammen der zahllosen Kerzen in den von der Decke herabhängenden Kronleuchtern. Das sabbatliche Brautlied sang der Vorbeter, indem er sich von seinem Pult weg auf den mit einer wundervollen durchbrochenen Kuppel gekrönten Almemor begab; es war eine herrliche Melodie, an die sich eine ergreifende Sage knüpft. Der ganze Gottesdienst in seiner anmutenden Schlichtheit, ohne Prunk und Theatralik, war von einer gedämpften, inneren Freudigkeit getragen, wie sie nur auf dem Boden eines uralten Volkstums erwachsen kann. Gierymski, eine der reichsten und zartesten Künstlerseelen, die je gelebt, war von der unvergleichlichen Stimmung dieses ihm fremden Gottesdienstes derart gefangen, daß er sich nur mit Mühe losriß. Draußen in dem fröhlichen Treiben des einander den Sabbatgruß entbietenden Publikums wurde ich von anhaltendem Lärmen und Kreischen gestört. Es kam aus dem oben beschriebenen Chassidim-Stübel im ersten Stock eines nahegelegenen Hauses; alle Fenster waren weit geöffnet. Die Chassidim haben wunderschöne Melodien, doch muß man sie dort suchen, wo sie zu Hause sind. In Krakau, wo im Jahre 1786 über den Chassidismus der große Bann verhängt wurde, konnte er nur kümmerlich gedeihen. Ich dachte bei diesem lärmenden Beten unwillkürlich an die Worte des Baal-Schem über die verschiedenen Arten zu beten: „Mancher hat die Kraft, sein Gebet in Liebe und Ehrfurcht und Glut und Hingebung zu verrichten, ohne die geringste Gestikulation, so daß man ihm äußerlich gar keine Bewegung ansieht. Ein solches Beten ist wertvoller als jenes, das sich körperlich abspiegelt, die bösen Mächte haben keine Gewalt darüber, denn es ist lauter Innerlichkeit. Andere dagegen strengen sich an, um sich zu sammeln und mit Andacht zu beten, aber unheilige Gedanken kommen, drängen sich ein und verwirren sie; sie machen nun heftige Bewegungen hin und her, um die lautere Andacht von den verwirrenden Gedanken und Bildern zu befreien, wie ein Ertrinkender, der sich verzweifelt mit Händen und Füßen gegen den Ansturm der Wogen wehrt. Wer über diese Gestikulationen spottet, beweist nur, daß er herzlos oder beschränkt

ist“. Trotz dieser weisen Worte und obwohl ich von Kindesbeinen an mit den Manieren der Chassidim vertraut war, verletzten sie mich diesmal, im Gegensatz zu dem harmonischen Gottesdienst von vorhin, ganz besonders. Mein Begleiter dagegen war entzückt. „Das nenne ich beten! Diese Leute verstehen es, mit dem lieben Herrgott ein Wörtchen zu reden!“ Er fand ihre heftigen Bewegungen plastisch und malerisch, und sie drückten in seinen Augen alle Sorten von Gefühlen und alle Nuancen von Empfindungen aus. Schließlich zog er sein Skizzenbuch hervor und fing an, beim Mondschein zu kritzeln. „Jeder Nerv und jeder Muskel an ihnen betet“, sagte er, ohne zu ahnen, daß die Chassidim ihre Gestikulation genau mit denselben Worten aus der Schrift begründen. Da trat auf uns ein hochgewachsener Mann in jüdischen Sabbatgewändern herzu; ich lernte ihn dann als eines der tätigsten und einflußreichsten Mitglieder der Stadtverwaltung und der Handelskammer kennen. Er war ein grimmiger Misnagged. Er betrachtete uns eine Weile, lächelte und sprach: „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen; vor Jahren wohnte hier der Prinz Radziwill. Der heiratete eine junge Dame, die, in Paris und Petersburg erzogen, nie einen leibhaftigen Juden gesehen hatte. Sie dachte sich die Juden als eine Art von schrecklichen, reißenden Thieren oder unheimlichen Gespenstern. Hier aber lernte sie Juden und Jüdinnen kennen, die sie schätzen mußte; sie fing an, sich ihrer Vorurteile zu schämen, ihre Antipathie schlug in das Gegenteil um, sie verliebte sich förmlich in die Juden. Sie wurde Mitglied aller jüdischen Wohltätigkeitsvereine, studierte die jüdischen Sitten, besuchte am Freitag abend die Synagogen und fand alles entzückend; einmal kam sie hieher, wo Sie jetzt stehen, und sah da dasselbe, was Sie jetzt sehen. Sie war anfangs ganz betroffen, so was hätte sie von ihren geliebten Juden nicht erwartet. Schließlich rief sie aus: Was sind doch die Juden für ein gutes und kluges Volk! Den Verrückten haben sie eine besondere Synagoge eingerichtet. Ist das nicht entzückend?“ — Wie schade, daß Herr Dr. Lessing nicht diesem alten Herrn begegnet ist, er hätte ihn über noch so manches aufklären können!

\* \* \*

Doch das beste hat Herr Dr. Lessing in der Schilderung des häßlichen Familienlebens der polnischen Juden geleistet. Hier hat sich seine ganze strenge Wahrheitsliebe, seine scharfe und flinke Beobachtung entfaltet, aber hier ist er auch den Wurzeln der gegen-



wärtigen Erscheinungen bis in die fernste Vergangenheit nachgegangen, bis in die biblisch-patriarchalische Zeit, und ist so zu hochwichtigen Schlüssen gelangt, die nicht mehr die polnischen Juden allein, sondern die gesamte jüdische Rasse interessieren dürften. Die jüdischen Frauen, konstatiert unser Philosoph, „kommen für den Mann in ihrer Eigenart nie in Betracht. Sie sind in erster Reihe die Darbringerinnen der Mitgift, die von den Eltern bezahlt wird, an den, der bereit ist, das Mädchen zu heiraten“. Aber da er dicht daneben versichert, daß Knaben im Osten schon häufig im vierzehnten Lebensjahre verheiratet werden und man häufig genug Väter und Mütter von sechzehn Jahren finde, wundert man sich, daß dreizehn- bis sechzehnjährige Jungen so raffinierte Mitgiftjäger sein sollten, als wären sie portugiesische oder griechische Prinzen, englische Lords, deutsche Diplomaten und französische Herzöge, die auf Dollarprinzessinnen pürschen. Aber man besinnt sich, daß hier von polnischen Juden die Rede ist, und warum sollten diese nicht mit 14 Jahren so verdorben und kaltherzig sein? Ein Gast auf eine Weil', sieht auf eine Meil', sagt ein jüdisches Sprichwort; daher hat unser Forscher in der kurzen Zeit konstatieren können, daß „nach Neigung und Selbstbestimmung der Frauen nie gefragt wird;“ das nie unterstreicht er. „Eine jüdische Frau ist von vornherein sozusagen ohne Eigenheit und Einzelseele geboren. Sie ist bestimmt, als Durchgangspunkt der Gattung, als Gebärerin und Mutter, als ein Gegenstand der Spekulation und des Gelderwerbes aufgebraucht zu werden.“ Die jüdischen Frauen „sind Geschlechtsware, indem den Instinkten des Volkes aufs tiefste eingepägt wird, daß es keinerlei Genuß gibt, der nicht durch Geld erkaufte werden kann!“ Das steht nicht etwa im Antisemiten-Katechismus, sondern in der Allgemeinen Zeitung des Judentums, redigiert von Ludwig Geiger, Verlag Rudolf Mosse. Ziemlich unbegreiflich bleibt es, wie diese raffinierte Gier nach feilem Weiberfleisch sich bei polnischen Juden finden kann, denn von diesen versichert unser Gelehrter dicht daneben, „daß die reichsten und angesehensten Familien es sich zur Ehre anrechnen, einen Talmudgelehrten durch Heirat bei sich aufnehmen zu dürfen. Kleine Jungen, die sich zu künftigen Rabbinern und Talmudgelehrten ausbilden, genießen schon in früher Jugend das höchste Ansehen in der ganzen Judenstadt. Bei den Knaben werden insbesondere ihre Fähigkeiten als Ausleger des Talmuds, sowie ihre Frömmigkeit und ihre moralische Begabung (soll wohl heißen: Lebenswandel) geschätzt.

Nirgends sonst findet man derartige Kultivierung geistiger Talente. In manchen Orten findet geradezu ein Markt für Schwiegersöhne statt.“ Um diesen Widerspruch zu fassen, müßte man schon — ein Psychologe sein. Und nun schwingt sich unser Weiser empor in die höheren Regionen philosophisch-historischer Deduktion. Wer ist schuld an allen diesen sittlichen Mißständen? Niemand anderer als die Bibel!! — „Diese Lebensführung ist noch durchaus alttestamentarisch-patriarchalisch. Die Frauen haben weder Rechte, noch Bildung.“ Schafft nur die Bibel ab, und es wird alles wieder gut werden! Wenn Lessing, der Philosoph, uns versichert, daß bei den Juden „die Stellung der Geschlechter trotz der außerordentlichen Reizbarkeit und Impulsivität der Rasse so nüchtern und materiell wie nur möglich“ sei, so ist daran wieder die Bibel schuldig; vergl. Hohes Lied, Ruth, die Idyllen der Genesis! Die Bibel hat offenbar alle Juden total verdorben; sie ist bekanntlich, von Herrn Lessing abgesehen, Eigentum aller Juden. „Die altgewohnte Hörigkeit der Frau macht natürlich unmöglich, daß das Leben dieser Menschen durch romantische Tragödien und unglückliche Leidenschaften gestört wird, wie sie sich aus dem Konflikt und Drang menschlicher Liebesgefühle ergeben.“ — Auch der flüchtige Leser wird gemerkt haben, daß dieses ganze alberne und böswillige Gewäsch ein unsinniger Mischmasch ist, von Reminiszenzen aus verschollenen Romanen, feministischen Phrasen von der Knechtung der Frau, und hauptsächlich, Lesefrüchten aus der rüdesten Gattung antisemitischer Literatur. Es ist ein stehender Grundsatz des Antisemitismus, der in tausend Varianten wiederholt wird, daß dem jüdischen Rasseninstinkt aufs tiefste eingeprägt werde, es gebe keinen Genuß, der nicht um Geld käuflich wäre; daß die jüdische Rasse trocken, nüchtern, poesielos, geil, wollüstig und genußsüchtig sei, und daß das alles aus der Bibel stamme. Wie viel tausendmal haben wir das schon gehört und gelesen? Natürlich ist kein Jude eines reinen Liebesgefühles fähig, welches ausschließliches Erbe des arischen Stammes ist. Herr Dr. Lessing kennt die antisemitische Literatur gründlich, sie ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen; „sie haben den Stock verschluckt, mit dem man sie einst geprügelt.“ Unser Denker könnte sich getrost um eine Professur für theoretischen und angewandten Antisemitismus bewerben. Die Habilitationsdissertation hat er hier unter der freundlichen Ägide des Herrn Ludwig Geiger publiziert. — In diesem scheußlichen Gemälde beruht offenbar kein einziger Zug auf Autopsie, keiner ist exakt beobachtet, gewissenhaft beschrieben und im

Zusammenhang verstanden. Ehen von Vierzehn- oder Sechzehnjährigen waren wohl häufig, aber noch vor 30 Jahren; jetzt sind sie schon aus dem Grunde unmöglich, weil das staatliche Gesetz sowohl in Rußland als in Galizien dem Manne das Eingehen einer Ehe vor Ablauf des militärpflichtigen Alters verbietet, und sogenannte rituelle Ehen (ohne staatliche Sanktion) heutzutage höchstens noch in den sehr reichen und geschützten Dynastien der „Zaddikim“ vorkommen. Jene sechzehnjährigen Väter, die Herr Lessing gesehen haben will, gehören also dorthin, wo die Tefillin legenden Chassidim vom Freitag abends. Wahr ist es, daß die polnischen Juden immer noch nach Kräften Gewicht darauf legen, ihre Söhne möglichst früh, z. B. in den ersten Zwanzigerjahren, zu verheiraten. Allein sie befolgen damit unbewußt nur den Rat, den die ersten Kapazitäten Deutschlands in den Flugschriften des Vereines zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten seit Jahren als das einzige Mittel gegen moralische Verwilderung und ansteckende Lustseuche empfehlen. Sehr junge Mütter sind allerdings eine alltägliche Erscheinung unter den polnischen Juden. Aber auch in Berlin gab es, beispielsweise im Jahre 1905, sogar Mütter unter 15 Jahren; unter 20 gab es ihrer nicht weniger als 2745; davon waren allerdings nicht weniger als 1731, also nahezu  $\frac{2}{3}$  uneheliche. Im Jahre 1907 waren in Berlin von 3115 Müttern unter 20 Jahren 1999 unehelich. So weit haben wir es in der Zivilisation allerdings noch nicht gebracht, und ich bin überzeugt, daß die Berliner Jüdinnen an jener Ziffer nur höchst minimal beteiligt sind. — Es wäre sinnlos, mit Herrn Lessing über den Stand der Liebesgefühle unter den polnischen Juden zu disputieren. In solchen subtilen und unfaßbaren Dingen über eine Bevölkerung von 8 Millionen, die über halb Europa zerstreut ist, ein allgemeines und kategorisches Urteil abzugeben, ist ein Beweis höchster Gewissenslosigkeit und Leichtfertigkeit, selbst wenn man sie Jahre lang beobachtet hat und die intimen Beziehungen kennt. Denn solche Zustände ändern sich von Generation zu Generation, von Gegend zu Gegend, häufig schon von Familie zu Familie; sie sind von Temperament, sozialer Lage, Bildungsgrad und tausend anderen Umständen abhängig. Allein, man befrage doch die jüdische Volksliteratur, die Hunderte von wunderschönen Liebesliedern, die das Volk singt, von deren Existenz unser gewissenhafter Forscher offenbar keine Ahnung hat, und man wird sich überzeugen, wie viel Wahrheit seine Behauptung enthält, dem Juden sei der Konflikt und Drang „menschlicher Liebesgefühle“ völlig fremd. Freilich, im Leben

des gemeinen Mannes spielt die literarische Romantik nicht jene Rolle, wie sie die „besseren“ Stände gerne sich und anderen einreden möchten. Allein das ist im gleichen Maße bei allen Völkern und unter allen Himmelsstrichen der Fall. Dem Herrn Dr. Lessing wäre vielleicht die Lektüre von Ludwid Thoma's Bauernromanen und der „Skizzen aus unserem heutigen Volksleben“ von Fritz Anders zu empfehlen; er könnte daraus ersehen, daß bei den bayerischen und schlesischen Bauern, die doch sicherlich keine polnischen Juden sind, durchweg praktische und rein materielle Gesichtspunkte beim Eheschließen maßgebend sind. Weiß Herr Dr. Lessing, was ein „Schmuser“ ist? Und hat er jemals einen Blick in die Heiratsannoncen der Vossischen oder der Frankfurter Zeitung, oder des Berliner Tageblattes geworfen? Von dem großen Heiratsmarkt des Herrn Scherl ganz zu schweigen. Abgesehen von jenen Damen und Herren, welche „Bekanntschaffen zwecks späterer Ehe“ suchen, geben da alle, die ernste Absichten haben, genau an, wie hoch die Mitgift ist, „die von den Eltern bezahlet wird, an den, der bereit ist, das Mädchen zu heiraten“ und umgekehrt. Eine besonders häufige Rubrik bildet das „Einheiraten“. Natürlich wünscht man nicht etwa, in ein gut gehendes Materialwarengeschäft, eine lukrative Zigarrenhandlung oder ein rentables Fabriksunternehmen „hineinzuheiraten“. I, wo! Das würde sich für polnische Judenjungen schicken. Man sucht ausschließlich in einen romantischen Himmel voll Mondschein und Harfengetön und Liebespoesie hineinzuheiraten! ... Nur ein Schafskopf würde diese Volksklassen deswegen herabsetzen, oder gar daraus auf die Stumpfheit und den gemeinen Materialismus der Rasse schließen. Das Leben der breiten Massen aller Völker besteht eben nicht aus Leihbibliotheksliteratur, sondern aus hartem Kampf. Ich habe sogar munkeln gehört, daß bisweilen deutsche Privatdozenten der Philosophie und anderer erhabener Fächer, wenn sie zufällig nicht vorsichtig genug in der Wahl ihrer Eltern waren, desto vorsichtiger in der Wahl ihrer Schwiegereltern sind. Und gewisse Annoncen in den genannten Blättern scheinen das zu bestätigen. Gewiß tun das jene Männer nur, um sich desto freier und hingebungsvoller der Förderung der Wissenschaft widmen zu können. Und fern sei es von mir, zu verlangen, daß sie ein schönes und liebenswürdiges Mädchen deshalb hassen und verachten sollen, weil sie zufällig eine halbe Million mitbekommt. Indessen könnte man daraus schließen, daß auch in diesen Kreisen manch einer und der andere und der dritte, gleich den polnischen Juden, „von vornherein

darauf eingestellt ist, sich in ein reiches Mädchen eher zu verlieben, als in ein armes.“ Von den Edelsten und Besten, nämlich den adeligen Herren Leutnants, diesen „erstklassigen Menschen,“ schon ganz zu schweigen. Ihre unüberwindliche Abneigung gegen fette Bierbrauer- und Fleischhauertöchterlein, sowie gegen mitgiftbeladene Jüdinnen ist ja weltbekannt.

\* \* \*

Was unser Sozialphilosoph von der „würdelosen sozialen Stellung der Frau“ innerhalb der jüdischen Familie sagt, davon, daß die Jüdin für ihren Mann nur „Geschlechtsware“, nur „Gegenstand käuflichen Genusses“ sei, daß sie „sozusagen von vornherein ohne Eigenheit und Einzelseele geboren werde“, daß sie „innerhalb der Familie gebunden und unfrei, aber außerhalb der Familie einen Gegenstand des Handels mit festem Preise bilde“ — alles das klingt so unsinnig blasphemisch, so albern lästerlich, daß man zur Entschuldigung dieses Menschen annehmen muß, er habe nie im Leben das Glück genossen, eine Mutter zu besitzen, nie in einer Häuslichkeit geatmet, wo eine jüdische Frau waltete. In allen Gegenden Deutschlands, wo Juden in größerer Anzahl wohnen und auch nur einen letzten Rest ihrer alten Sitten beibehalten, weiß jeder Christ und insbesondere jede Christin, was die Jüdin als Herrin der Familie, als Gebieterin ihres Heims bedeutet. Meine Frau ist mein Heim; ich habe meine Frau nie anders genannt, als mein Heim, heißt es schon im Talmud. Die Judenfrauen bilden den Gegenstand des Neides der Christinnen aller Schichten des deutschen Bürgertums. Ich habe lange genug in Deutschland gelebt und die Verhältnisse im Osten und im Westen, im Norden und im Süden aufmerksam beobachtet und darf das mit aller Bestimmtheit aussprechen. Sorgsame Mütter wünschen für ihre Töchter Juden zu Ehemännern, damit sie es gut im Leben haben, und die betriebsameren unter ihnen scheuen auch drastische Mittel nicht, um solche zu kappern. Das ist mit eine der Ursachen der vielen Mischehen in Deutschland. — Man braucht nur die paar hundert von den Frauen und der Familie handelnden jüdischen Sprichwörter zu mustern und sie mit den entsprechenden Sprichwörtern der Deutschen, oder erst der Franzosen oder Russen zu vergleichen, um sich zu überzeugen, wie hoch der Jude den moralischen und seelischen Wert der Jüdin, ihre Treue und Hingebung, ihren Takt, ihre Güte und ihre Kraft, mit einem Worte, ihren Wert als Gattin und Mutter schätzt. Dabei findet sich in diesen Sprichwörtern keine Spur von

romantischer Verhimmelung, minniglicher Schwärmerei und süßlicher Sentimentalität. Wer in Polen reist, kann Hunderte von diesen geknechteten, versklavten, seelenlosen und rechtlosen Geschöpfen, die nur Geschlechtsware sind, sehen, wie sie wacker und unerschrocken auf eigne Faust den harten Lebenskampf führen, häufig in Ermangelung des Mannes, Vater und Mutter in einer Person sind, eine ganze Kinderschar ernähren und großziehen und zwar ohne je im Leben etwas von Ellen Key und Gabriele Reuter und deren erlösenden Taten gehört zu haben. Ich kenne in Warschau, Krakau und Lemberg hervorragende Kaufmannsfirmer, die in der internationalen Handelswelt sich eines großen Rufes erfreuen und welche von einfachen Jüdinnen gegründet und geleitet sind, die ihre 6 oder 8 Kinder selber gestillt haben, eine Perücke tragen, am Sabbat demütig mit dem dicken Siddur in die Synagoge gehen, und nach Hause eilen, um für den Mann den Tisch zu decken; und wenn sie zweimal im Jahre in Geschäften nach Paris fahren, sich eines Dolmetschs bedienen müssen, weil sie kein Wort französisch verstehen.

Daß aber unser Sozialpsychologe vollkommen recht hat, wenn er für diese ganze unwürdige und beweinenwerte Stellung der Frau innerhalb der jüdischen Familie die *B i b e l* verantwortlich macht, wird jeder einsehen, der bedenkt, daß es schon in der Genesis heißt: darum verlasse der Mann Vater und Mutter und schließe sich seiner Frau an, und sie sollen beide Eine Person bilden. — Es empfiehlt sich auch, das Lied von der tapfern Frau zu lesen, welches sich am Schlusse der Sprüche Salomonis findet und in das häusliche Gebetritual für den Freitag abend aufgenommen wurde. Der aus der Synagoge heimkehrende Jude bringt mit diesem Liede seiner Hausfrau gleichsam die Huldigung dar. Denn der Sabbat ist ja der Tag der jüdischen Frau. Dieses Lied ist von dem berühmten Leipziger Nationalökonomem Karl Bücher einfach weg-eskamotiert worden. Er tut, als ob er nicht wüßte, daß es in der Bibel steht, und nennt es ein herrliches Produkt deutschen Geistes, ein Denkmal echt germanischen Frauenlobs!

\* \* \*

Allein unser Sozialphilosoph macht die Bibel auch für die — Prostitution verantwortlich, die, wie er versichert, unter den osteuropäischen Juden ärger grassiere, als ehemals unter den Anbetern der Beltis und der Astarte. Man traut förmlich seinen Augen nicht. „Diese entsetzliche Prostituierung der Frau tritt in einer naiv selbst-

verständlichen, ja familienhaften, gemütlichen Form auf.“ Die jüdischen Frauen in Galizien, versichert unser Forscher, prostituieren sich „mit herzlicher Naivetät und freudiger Selbstverständlichkeit.“ Der jüdische Vater „findet nicht das mindeste darin, etwa seine Tochter für eine größere Geldsumme fortzugeben!“ Die jüdischen Mädchen und Frauen sind nichts, als „ein Gegenstand des Handels zu festen Marktpreisen.“ Wenn man dieses ganze Kapitel liest, bekommt man den Eindruck, daß die osteuropäischen Jüdinnen überhaupt lauter Lustdirnen und Prostituierte sind. Wenn Herr Dr. Lessing „im fernen Osten“ seine sozialpolitischen Vorträge hielt, oder in einer Synagoge betende Juden sah, sagte er sich, alle diese Männer sind Diebe und Kuppler und alle ihre Frauen, Töchter und Schwestern sind feile Dirnen. Alle Väter verkuppeln ihre eigenen Töchter. Und zwar tun das „die allerfrömmsten und religiösesten Naturen, die kein Titelchen vom Gesetz ablassen würden und in Herzenseinfalt Talmudstudium und Mädchenhandel miteinander verbinden!“ Und wer ist schuld daran, daß das ganze Judentum in Osteuropa ein einziges Lupanar bildet? Natürlich die Bibel!! „Diese schweren sittlichen Mißstände sind in der ganzen sozialen Lebensform der O s t j u d e n begründet. Und diese Lebensform ist noch durchaus alttestamentarisch-patriarchalisch.“ Daher also! Endlich wissen wir es! „Wie immer man von der Schönheit des jüdischen Familienlebens und der strengen moralischen Kultur altbiblischer Zustände singen und sagen mag, nirgendwo trat mir die würdelose, soziale Stellung, die verkehrte Einschätzung der Frau, so grell vor die Augen, wie unter den r u s s i s c h e n u n d p o l n i s c h e n Juden.“ Die alttestamentarisch-patriarchalische Lebensform verursacht auch „die altgewohnte Hörigkeit der Frau;“ Hörigkeit der Frau! Hu, wie alt bist du! Subjection of woman; das Schlagwort, von Mill für die e n g l i s c h e n Zustände geprägt, hat bereits seinen 50. Geburtstag gefeiert. „So kommt es, daß in Galizien neben dem frömmsten und gebundensten Familienleben die ungebundenste, ruchloseste Prostitution besteht. Und zwar bedingt offenbar die eine Seite des sozialen Lebens die andere. Je unfreier und gebundener die Frau innerhalb der Familie ist, umso mehr wird sie außerhalb der Familie ein Gegenstand des Handels mit festen Marktpreisen.“ Von all diesen unerhört schamlosen und unflätigen Verleumdungen ist nicht der hundertste Teil wahr. Traurige Zustände, die ü b e r a l l i n d e r Welt vorkommen, sind hier ins Ungeheuerliche übertrieben und aufgebauscht, mit dreister Verlogenheit als „ost-

jüdische“ Spezialität hingestellt und nach bewährter antisemitischer Methode als Wirkung der jüdischen Religion und der Bibel gedeutet. „Die Juden als Träger der sexuellen Korruption,“ bildeten eine ständige Rubrik im „Antisemitischen Jahrbuch“ und in der verwandten Literatur. Die Juden in Deutschland wurden als die einzigen Verderber und Verführer der tugendsamen germanischen Jungfrauen geschildert. In der Staatsbürgerzeitung konnte man alle Tage lesen, daß jüdische Arbeitgeber ihre christlichen Angestellten zur Prostitution zwingen. Der angebliche Ausspruch eines Berliner jüdischen Mantelfabrikanten, seine Konfektionseusen mögen sich nur auf dem Strich einen Nebenverdienst suchen, wurde jahrelang in der Presse, in Volksversammlungen, sogar im Reichstag bis zum Ekel wiederholt. Zum eisernen Bestand des antisemitischen Arsenal gehörte die Zeugenschaft eines Juden namens Conrad Alberti, der versichert hatte, „so schamlos, wie die Berliner Judenjungen mit den Weibern umgehen, treibe es nicht der ärgste Deutsche.“ Der große Hans Leuss hat, kurz eh' er wegen Meineids und Ehebruchs, begangen mit der Gattin seines intimsten Parteifreundes, zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, in Hardens „Zukunft“ einen Artikel veröffentlicht, in dem sämtliche deutsche Jüdinnen der schimpflichsten Lasterhaftigkeit und sexuellen Verworfenheit geziehen wurden; es bedurfte der ehernen Stirn Hardens, um solches Zeug drucken zu lassen, denn am Ende war ja seine eigene verstorbene Mutter auch eine Jüdin. Die moralische Verderbtheit der Jüdinnen zu brandmarken war auch eine Spezialität des Freiherrn von Hammerstein, der sie offenbar an Flora Gass gründlich studiert hatte. Artur Schopenhauer, diese schamloseste Seele, in der je ein philosophischer Geist gehaust, hat ausführlich dargelegt, die jüdische Seele sei von Natur unkeusch und schamlos. Und als Herr Karl Busse, ein literarisch-ästhetisches Antisemitlein, Verfasser hübscher lyrischer Gedichte, dem Heinrich Heines Ruhm und Genie ein Dorn im Auge ist, im Jahre 1894 eine lyrische Anthologie veröffentlichte, verschmähte er Heines Gedichte gänzlich, hielt es aber für notwendig, dies damit zu motivieren, daß dieser Jude, nach Schopenhauer, eine schamlose und unkeusche Seele habe, mit der er die Germanen vergiften könnte. Seit Karl Busse ihn totgeschwiegen hat, ist Heinrich Heine bekanntlich ganz spurlos aus der Literatur verschwunden. Es entspann sich darüber zwischen Busse und Dr. Gustav Karpeles in den Mitteilungen des Vereines zur Abwehr des Antisemitismus eine Polemik, die nachzulesen für Herrn Geiger vielleicht heilsam wäre. Herr Lessing braucht

durchaus nicht erst eine Reise gemacht zu haben, um seine Märchen erzählen zu können; er kann sie sich ebenso gut daheim beim Schreibtisch zusammengelesen haben. Die reichhaltige antisemitische Literatur Deutschlands enthält schon alles, was er uns vorerzählt, und noch viel mehr. Er brauchte nur anstatt Berlin und Frankfurt, Krakau oder Warschau zu schreiben, und die Arbeit war fertig.

Von einer unsäglich abscheulichen Seelenroheit und fluchwürdigen Herzenshärte zeugt es, wenn dieser Mensch es wagt, jene unglücklichen Geschöpfe, die Gott weiß durch welches grauenhafte physische und moralische Elend, durch was für schreckliche Schicksale und Erlebnisse in den Abgrund gestoßen wurden zynisch zu verhöhnen, indem er, der „Seelenforscher“, versichert sie gäben sich mit naiver Herzenslust und freudiger Selbstverständlichkeit der Prostitution hin! Wie muß es im Gemüt eines Menschen aussehen, der sich zu solch ekelhaften Verleumdungen versteigen kann. Und dieser Mann ist es, dem einer unserer unbekannteren Freunde und Erlöser in Deutschland „einen Auftrag“ gegeben hat, die traurige Lage der „Ostjuden“ zu erforschen und ihnen Rettung zu bringen. Unser Philosoph, der in der Prostitutionologie und der Dirnenkunde als Spezialist auftritt, weiß nicht, daß unter den polnischen Juden die Prostitution, wie sich *dokumentarisch nachweisen* läßt, bis vor etwa einem halben Jahrhundert so gut wie gänzlich unbekannt war, und erst mit der „modernen Bildung“ und dem Verkehr mit der zivilisierten Welt eingezogen ist; daß sie noch heute in kleinen, weltentlegenen Flecken nur vom Hörensagen bekannt ist, als etwas Schauerliches und Ekeleregendes, wovon die Erwachsenen leise untereinander flüstern. Eingeschleppt wurde in diese Gegenden das Laster von den Vertretern der bewaffneten Macht und dem höheren Beamtentum, also von den Repräsentanten der „westlichen Kultur“, und kultiviert wird es vornehmlich in Gegenden mit stärkerem Fremdenverkehr; es sind ja bekanntlich nicht alle fremden Reisenden keusche Privatdozenten der Philosophie und Pädagogik. Die von der Bevölkerung gemiedenen Besitzer verrufener Häuser stehen fast durchweg unter mächtiger Protektion, und keiner kann ihnen was anhaben. An der Behauptung Lessings, daß es die „allerfrömmsten, religiösesten Naturen, die kein Titelchen vom Gesetz ablassen würden, sind, die gewerbsmäßig Prostitution und Mädchenhandel treiben,“ weiß ich nicht, was mehr zu bewundern ist, die ungeheure Frechheit, oder die komplette Unkenntnis der Tatsachen. Die Bordellbesitzerinnen haben meist ihre Karriere begonnen, indem

sie sich von einem „Puriz“ (Edelmann, Offizier oder Beamten) verführen, dann heimlich in ein Kloster bringen und taufen lassen, sie sanken dann von Stufe zu Stufe bis sie so hoch hinauf gesunken sind, daß sie mit Hilfe eines edlen Beschützers sich selbständig machen und ein „Institut“ eröffnen können. Die Mädchenhändler aber, das sind durchweg sogenannte „Weltkinder“, Abenteurer, Hochstapler- und Verbrechernaturen, die aus den verschiedensten Öfen Brod gegessen haben, in Tokio, Konstantinopel und Brasilien heimisch sind und häufig mehrmals ihre Religion gewechselt haben. Es sind dieselben Elemente, aus denen sich anderwärts die internationalen Einbrecherbanden, Zuhälter und dergl. rekrutieren. Wie solche Elemente es mit den jüdischen Religionsvorschriften halten, ist klar. Vom Talmud sind sie gewiß nicht stärker berührt worden, als Dr. Lessing. Er versteht sich aber, daß diese Leute bisweilen große äußere Frömmigkeit heucheln, wenn das Geschäft es fordert, um desto sicherer im Geheimen ihr Gewerbe treiben zu können. Andererseits ist es bekannt, daß Verbrecher sich an gewisse äußerliche Religionsbräuche mit abergläubischer Zähigkeit klammern; ein oberflächlicher Beobachter mag sie darum zu den „allerfrömmsten, religiösesten Naturen“ zählen. —

\* \* \*

Wir osteuropäische Juden sind also, nach der Schilderung unseres Freundes Dr. Lessing, der Auswurf und der Abschaum des Menschengeschlechtes: Diebe, Meineidige, Kuppler, Mädchenhändler, Gauner und Betrüger, edlerer menschlicher Regungen gänzlich unfähig; unsere Frauen und Mädchen sind feile Lustdirnen, unsere Religion ist phantastischer Aberglaube und Fanatismus, unsere Intelligenz ist Rabulistik. Naivetät, Hingebung und andere schöne Sachen findet man bei uns nicht. Unsere Häuser sind Bordelle. Wir sind degeneriert, verkommen und verworfen. Was bleibt uns noch übrig auf der Welt? Nichts! Eine Hoffnung blieb uns doch noch freilich. Nämlich — Genies zu werden. Wie sagt doch das jüdische Sprichwort? „Wenn ich schon Hungers sterben soll, eß' ich lieber Gänsebraten.“ Oder: „Aus Not ißt man Weizenbrot.“ Wenn wir schon zu nichts in der Welt taugen, warum sollten wir nicht gleich versuchen, Genies zu werden? Aber auch diesen Ausweg hat uns Herr Dr. Lessing abgeschnitten. Wehe, wehe! Unser Philosoph doziert: „Aber es gibt kaum eine Menschengruppe, in der dem Aufkommen des großen einzelnen Individuums, dem G e n i e, der verfeinerten, differenzierten Einzel-

seele so viele Hemmnisse geboten sind, wie unter diesen Ostjuden. Gerade weil das Durchschnittsniveau jedes einzelnen in dieser Volksgruppe so hoch ist, haben es diejenigen, die über diesen Durchschnitt hinaus wollen, ungemein schwer.“ Er versichert uns, daß „die Juden mit ihren Genies stets Unglück gehabt; Erscheinungen wie Jesus oder Spinoza konnten sich unter ihnen nicht halten,“ — obgleich diese dem Vernehmen nach doch keine polnischen Juden waren. Weil wir ein „Volk von Talenten“ sind, darum „ist die Genialität sowohl in der Volksgruppe, als in der Seele des einzelnen Mitgliedes der Gruppe durchaus dem Untergange prädestiniert.“ Lasciate ogni speranza! Nun hat er uns auch die letzte Hoffnung geraubt. Der Grausame! Nicht einmal Genies können und dürfen wir werden. Sollte es trotzdem ein großer Geist wagen, unter uns zu erstehen, so wird man ihm bloß diese Nummer der Allgemeinen Zeitung des Judentums vorzuhalten brauchen, um ihn in die Schranken zu weisen. Wo habe ich denn nur das alles schon gelesen? Natürlich nicht in einem so jämmerlichen Deutsch. Schon Treitschke sagt, die Juden in Deutschland brächten zu viel Talente dritten bis fünften Grades hervor, aber keinen Geist ersten Ranges. Ein anderes Mal versichert er, ein Semite besitze überhaupt nicht die innere Kraft, ein groß und planvoll angelegtes Werk durchzuführen. Paul de Lagarde versichert, daß der Semite, und insbesondere der Jude, von Natur aus jedem höheren geistigen Leben feindlich gegenüberstehe. Die Theorie von der Unfähigkeit der Semiten zur Genialität führte in Deutschland dazu, daß ernsthafte Gelehrte über die leibliche Herkunft Jesu eine unsagbar ekelhafte und blasphemische Hypothese ausgeheckt haben, die darzulegen mir widerstrebt, und derzufolge der Nazarener dem Blute nach ein — Germane gewesen sei. Denn Genies besitzen nur die Germanen. Chamberlain hat diese Hypothese ausgebaut und befestigt. Nach ihm teilen jedoch die Juden das bittere Schicksal der Genielosigkeit mit allen Nichtgermanen. Eugen Dühring hat in seinem Buche „Größen der modernen Literatur“ folgende niedliche Theorie konsequent durchgeführt: Ein Jude kann gar kein echtes Talent haben; findet sich einer, dem ein Fünkchen echten Talentes nicht abzusprechen ist, wie z. B. Heine, so rührt das davon her, daß eine seiner Großmütter sich mit einem Arier vergessen hat. Umgekehrt, findet sich eine arische Literaturgröße, an der Dühring etwas zu mäkeln hat, wie etwa Goethe, so weist dieser dunkle Punkt auf einen Tropfen

semitischen Blutes in seinen Adern hin, den eine seine Ahninnen in einer schwachen Stunde hat hineingeraten lassen. Max Brewer — selber gewiß ein Genie — kann sich die immerhin unbestreitbare Genialität der jüdischen Propheten, Psalmisten, Lehrer und Gesetzgeber, sogar einzelner Könige, von Moses bis zu den Makkabäern, nur so erklären, daß er sie sämtlich kurzerhand zu — Germanen ernennt, nicht etwa im Scherz, sondern im vollen Ernst. Die ganze Bibel und die ganze israelitische Geschichte ist nach ihm echtes germanisches Geistesgut. Jüdisch kann es ja nicht sein, denn es trägt ja den unverkennbaren Stempel des Genies, und Juden können ja nichts Geniales hervorbringen. Man sieht, Herr Dr. Lessing steht mit seiner pessimistischen Lehre nicht allein, er kann sich auf mächtige Autoritäten stützen. Er hat die maßgebendsten antisemitischen Koryphäen auf seiner Seite. Uns polnischen Juden bleibt aber wenigstens ein halber Trost. Wenn wir schon keine Genies werden können, unser verehrter Freund kann es auch nicht. Es wäre denn, er ließe sich zum Germanen auf Lebenszeit ernennen.

\* \* \*

War er jetzt unnötig hart zu uns, so hat er uns hinwiederum ein andermal mit überflüssiger Güte überhäuft. Gnadenreich und hoheitsvoll sagt er einmal: „Man wird den russischen und polnischen Juden nicht gerecht werden, wenn man sie unter Voraussetzungen der westeuropäischen Kultur mit dem Maßstabe westeuropäischer Ethik betrachtet.“ Wer wird soviel Nachsicht an Unwürdige verschwenden? Und wozu? Was fangen wir mit so viel Gnade an? So hoch reicht unser Ehrgeiz gar nicht. Mit dem Maßstabe westeuropäischer Ethik gemessen werden! Hu! In den kühnsten Träumen verstieg sich unsere Phantasie nicht so weit hinauf. Aber aus purer Neugierde möchte ich eines wissen: wo ist dieser einheitliche Maßstab westeuropäischer Ethik, wer liefert ihn, und wie ist er beschaffen? Nach welchen Methoden wird er abgezogen, und nach welchen Gesichtspunkten? Wo hört übrigens der Westen auf und beginnt der Osten? Darf man im Westen an alle Klassen und Arten von Menschen einen und denselben ethischen Maßstab legen? Beispielsweise an die westeuropäischen Bankiers den Maßstab der Brüder Sommerfeld und der Friedländer, der Polke und Hugo Löwy, an alle Geschäftsleute den Maßstab des „ollen ehrlichen Seemann“, der Direktoren der Leipziger Bank, des Treber-Schmidt, oder des Kommerzienrates Sanden; an alle Lebemenschen etwa den Maßstab

des „Klubs der Harmlosen“ und seinesgleichen; an die „höhere Gesellschaft“ den ethischen Maßstab von August Sternberg; oder aber, in gehöriger Distanz, den des Fürsten Eulenburg, der Grafen Moltke, Lynar und Hohenau und ihrer weit verbreiteten Sippe; wenn man sich in die höchste Region emporschwingt, den Maßstab der Kronprinzessin von Sachsen, den des Königs Leopold der Belgier und der Prinzessin Luise von Koburg; wenn man sich auf das Gebiet des Geistigen begibt, den Maßstab des Herrn von Hammerstein und des Dr. Fritz Friedmann, der Leuss, Bruhn und Schack; an die unteren Klassen den Maßstab etwa der in ganz Europa berühmtesten Berliner Kuppler- und Zuhältergilde, deren berühmtestes Mitglied der Lex Heinze den Namen gegeben hat? Man wird es meiner Unbildung zugute halten, wenn ich um den gemeinsamen ethischen Maßstab in Verlegenheit bin. Es will mich sogar bedünken, daß das Gros der deutschen Juden es ablehnen wird, mit dem ethischen Maßstab des Dr. Theodor Lessing, wenigstens in Bezug auf Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitssinn, gemessen zu werden.

\* \* \*

Den größten Trumpf hat sich unser Forscher zum Schluss aufgespart. So wie am Eingang der diebische Hausknecht als der eine Repräsentant der 8 Millionen polnischer und russischer Juden uns begrüßt, so ragt am Ausgang der kupplerische Vater empor, der seine eigne vierzehnjährige Tochter in die Schande verkauft. Das sind die zwei Symbole von acht Zehnteln der Gesamtheit des jüdischen Volkes. Der diebische Hausknecht und der kupplerische Vater verkörpern sozusagen die beiden Pole unseres moralischen Lebens; dazwischen liegt Rabulistik, Betrug, Gaunerei, Meineid, Prostitution. Das ist alles. So versichert uns Herr Dr. Theodor Lessing. Einen Vater, der ihm seine vierzehnjährige Tochter zur Schande verkaufen wollte, will er mit eigenen Augen in Krakau gesehen haben. „Ein ganz junges, vielleicht vierzehnjähriges Kind mit einem rührend resignierten, schwärmerischen Mignongesicht, ganz dunkel, ganz blaß.“ Der schurkische Vater, der sich dem Herrn Doktor als „der Karfunkelstein“ vorstellt, sucht sie „an einen ihm völlig unbekanntem Fremden gegen eine größere Geldsumme zu verschachern.“ Ein gewöhnlicher Sterblicher, ein Nichtphilosoph, würde in diesem Falle sich vielleicht gesagt haben: wenn ein Vater, und noch dazu ein jüdischer Vater, dahin gekommen ist, sein eigenes Kind gegen Entlohnung der Schande preiszugeben, was muß er und

seine Familie durchgemacht haben! Moralische Sprüchlein wären hier wohl unangebracht, denn der Mann dürfte sich wohl alles schon selbst gesagt haben. Wäre es nicht lehrreich und nützlich, den Niedergang eines solchen Individuums kennen zu lernen? Unser Philosoph dagegen umgürtet sich mit moralischer Entrüstung und schleudert dem Lumpen das monumentale Wort ins Angesicht: „Also Sie wollen Ihre Tochter verkaufen!“ Worauf jener „keine Miene verzieht“ und nur in jenem merkwürdigen Wiener Kikeriki-Jüdisch antwortet: „Is' ne Frag'! Haben ebbes der Herr meine Tochter nich' betrachtet?“ Natürlich „wäre es unmöglich gewesen, ihm klar zu machen, daß das, was er tat, ein ruchloses Verbrechen an seinem Kinde sei.“ Was Wunder! Wir wissen ja bereits, daß dies unter den Juden in Rußland, Rumänien und Polen gang und gäbe ist, daß „ein Vater nicht das mindeste daran findet, etwa seine Tochter für eine größere Geldsumme fortzugeben,“ und zwar tun das mit Vorliebe „die allerfrömmsten und religiösesten Naturen.“ Zum Glück für die arme Mignon ist die ganze Geschichte nur ein Traum, der lebhaften Phantasie des Herrn Dr. Theodor Lessing entsprungen. Wie nämlich festgestellt wurde, gibt es in Krakau weder einen Mann, noch eine Familie des Namens Karfunkelstein. Der Herr Doktor hat also wieder einmal — gedichtet. Der Name Karfunkelstein ist offenbar eine vage Reminiszenz aus einer Novelle von Kompert, die der Mann gelesen haben mag, in der eine unter Kaiser Joseph II. in Prag spielende sentimentale Geschichte erzählt wird. Allein, die Frage ist erlaubt: hat es sich wirklich verlohnt, bis nach Krakau zu pilgern, um einen kupplerischen Vater zu sehen? Gibt es im ganzen Westen keine kupplerischen Eltern? Ei, ei! Herr Dr. Lessing liest wohl niemals Berichte über Gerichtsverhandlungen; aber er kennt auch offenbar die Verhandlungen des evangelisch-sozialen Kongresses und der deutschen Pastorenkonferenzen über die Sittlichkeit auf dem Lande nicht. Vielleicht nimmt er sich wenigstens die Mühe, die Schrift von Karl Jentsch über das gleiche Thema zu lesen. Vor acht Jahren machte der Chefredakteur der Wiener „Zeit“ folgendes sozial-pathologisches Experiment. Er erließ in einigen der vornehmsten, nur von den gebildetsten Klassen gelesenen Zeitungen Wiens ein Inserat, in welchem ein distinguirter, sehr reicher Ausländer, der sich in Wien amüsieren wollte und dann Reisen nach dem Süden zu unternehmen gedächte, die Bekanntschaft eines Mädchens unter 16 Jahren suchte. Darauf erhielt er 175 Offerte, darunter von Müttern „aus den besten Kreisen,“ die er zum Teil veröffent-

lichte. Wenigstens eine davon sei hier mitgeteilt. Die Gattin eines höheren Staatsbeamten bot ihre 15jährige Tochter an, pries deren schönes Haar, entwickelten Busen und andere körperliche Reize, versicherte, ihr Kind habe sich bisher noch nie auch nur auf eine Nacht von der Mutter entfernt, und war bereit, sie dem Fremden auf drei Jahre zu überlassen, wenn er für die Kleine dreißigtausend Gulden als Mitgift hinterlegen und der Mutter zehntausend Gulden ausbezahlen wollte. — Man nahm damals der „Zeit“ in Wien das Experiment sehr übel, aber keinem Menschen ist es eingefallen, aus den Resultaten der Gesamtheit der Wiener oder gar der Österreicher einen Strick zu drehen. —

\* \* \*

Man möchte nun glauben, daß Herr Dr. Lessing zu all dem, was er von uns ausgesagt, nichts Schlimmes mehr hinzufügen könnte. Man irrt sich. Der Stiefelputzer, erzählt eine Anekdote der polnischen Juden, gewann das große Los und heiratete die verarmte und verwaiste Tochter des Rabbiners. Sobald er schlechter Laune ward, beleidigte er die Frau und warf ihr alle Schimpfwörter an den Kopf, die er einst von rohen Patronen zu hören bekam. Die Frau nahm alles schweigend hin, nur als er endlich verstummte, sagte sie: „Noch Stiefelputzer hast du mich nicht genannt.“ Man wird es also begreiflich finden, daß Herr Dr. Lessing zum Schluß nicht vergißt, uns auch noch Antisemiten zu schimpfen. Antisemiten sind wir polnischen Juden auch noch. In Krakau macht nämlich unser Philosoph die Bekanntschaft eines jüdischen Gymnasiasten, der sich ihm schon nach zehn Minuten als „deutsch-national und antisemitisch vorstellte.“ „Ein echt jüdischer Zug,“ bemerkt dazu Herr Dr. Lessing, und das Wort unterstreicht er. Jüdische Gymnasiasten, die deutsch-national wären, gibt es in Krakau selbstverständlich ebensowenig, wie etwa polnisch-nationale in Hannover oder Kassel. Der junge Mann wird von einem bildhübschen Mädchen begleitet, das er als seine Cousine vorstellt, und mit diesen beiden besucht unser Freund die verschiedenen Gebetsvereine, „wo überall die große Holzkiste an der Wand hing, in der das ewige Licht brannte, an welchem am Sabbat, wo kein Feuer angezündet werden darf, alles andere Feuer entfacht wird.“ Man denke an die Tefillim vom Freitag abends! An der ganzen Denk- und Sprechweise dieses „jungen, modern gekleideten und allem spezifisch Jüdischen offenbar längst entfremdeten Mädchens,“ das ihm eine (ganz verkehrt und

sinnlos wiedergegebene) Sage erzählt, findet Herr Dr. Lessing allerlei Niederträchtiges und Verwerfliches. Darum versichert er: „Diese Art Stellungnahme ist nun im Durchschnitt für j e d e n galizischen Juden charakteristisch.“ Jeden unterstreicht er. Natürlich! Will man das Charakteristische und Wesentliche eines fremden Volkes kennen lernen, so braucht man nur die halbwüchsigen Jungen und Mädchen, besonders wenn sie ihm feindlich gesinnt und seinem spezifischen Wesen längst entfremdet sind, auszufragen, und man weiß Bescheid. Diese abgekürzte aber gründliche Methode wäre allen Forschern, die fremde Länder, Völker und Sitten erkunden wollen, aufs wärmste zu empfehlen.

\* \* \*

Durch die ganzen langen sechs Kapitel des Artikels unseres Freundes, die sich über fünf Nummern der Zeitung des Judentums erstrecken, zieht sich ein offenes und verstecktes, denunziatorisches Geschimpfe, welches dem Leser die Überzeugung suggerieren soll, das die osteuropäischen Juden eine körperlich, geistig und sittlich völlig entartete Menschensorte seien, die nur Verachtung, Widerwillen und Ekel einflößen könne. Er gebraucht die stärksten Superlative. Ihre Augen drücken eine „ewig spähende Neugier aus,“ „ständig vigilieren, spähen und lauern sie,“ sie sind „argwöhnisch und mißtrauisch,“ ihre Augen sind ferner „wie die eines geschlagenen Hundes;“ sie „horchen ständig aus,“ weil „sie alles auf ihr praktisches Interesse beziehen.“ Wenn sie beten, sind sie „wie die wilden Tiere,“ ihre religiösen Empfindungen sind „unsinnigster Aberglaube und mystischfinsterer Fanatismus.“ Körperlich sind sie alle „kranke, verhungerte, versehrte, krumme und schiefe Gestalten mit bleichen Wangen und schiefen Rücken.“ Sie sind „durchwegs leidend, krank, degeneriert.“ Das Wort „degeneriert“ wendet er auf sie mit Vorliebe an, es kommt unzählige Male bei ihm vor und der unkundige oder übelwollende Leser bekommt den Eindruck, daß dieses Geschlecht unrettbar dem Untergange verfallen muß! Ein zweites Lieblingswort von ihm ist „verkommen.“ Alles und jedes unter ihnen ist verkommen. Sie sind ferner „unreinlich, ein Elendvolk, halbgebrochen, in entsetzlichem physischem und moralischem Schmutz nistend.“ „Lügnereien, Flunkereien, kleine Unredlichkeiten, Spüren nach jedem Vorteil, das versteht sich bei diesem Elendvolke von selbst.“ Sie „lügen, gaunern und betrügen mit aller Gemütsruhe, mit naiver Selbstverständlichkeit und Freude.“ Der Leser muß den Eindruck

gewinnen, daß nur die verkommenen Indianer in Amerika, oder die Wilden im Herzen Afrikas und Australiens, die dem Untergange geweiht sind und vom Erdboden verschwinden müssen, an denen alle Versuche einer Besserung und Hilfe, von barmherzigen Zivilisatoren unternommen, scheitern müssen, ebenso tief stehen, wie wir osteuropäischen Juden. Solche Menschen sind natürlich keiner Arbeit, keiner Selbsthilfe fähig und müssen jede Hoffnung fahren lassen, sich jemals aus der „Verkommenheit“ aufzuraffen. Darum beteuert unser Sozialphilosoph, daß es „einer starken mächtigen Hand, einer konsequenten, sozialen Sanierung bedürfe, um aus galizischen und russischen Juden neue Volkskräfte zu wecken,“ aber es wird „noch vieler Generationen bedürfen, um diese degenerierte Menschenrasse körperlich zu heben.“ Es müßte offenbar ein Messias, Herkules und Napoleon in einer Person sein. Und da es wohl aussichtslos wäre, auf einen solchen Heros zu warten, so tun wir am besten, alle Hoffnungen zu begraben. In unserem degenerierten und verkommenen Volkskörper ist offenbar kein gesunder Punkt vorhanden, von dem aus die Wiedergenesung vor sich gehen könnte. Es ist kein Wunder, daß unser Forscher sein Werk mit den Worten schließt „verworfen e Menschen.“ Verworfen e Menschen! Das ist das Finale, die Konklusion in die er die Essenz aller seiner Betrachtungen preßt. Wir sind verworfene Menschen. Fertig. Das müssen wir uns merken. Schade nur, daß ganz genau dasselbe von den deutschen Judenfeinden in den 50ger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gegen die deutschen Juden vorgebracht wurde — freilich lange nicht in so roher und abstoßender Form — als sie tapfer und unerschrocken den großen, ehrenvollen Kampf um ihre bürgerliche Gleichberechtigung kämpften. Da waren die deutschen Juden nach der Versicherung der damaligen christlichen Theodor Lessings körperlich untüchtig, degeneriert und verkommen, zum Militärdienst — nachdem sie sich in den Befreiungskriegen so tapfer geschlagen! — untauglich, nur zum Viehhandel, zum Wucher, Schacher, Hausieren, zum Trödel mit alten Hosen, nie aber zu einer tüchtigen körperlichen oder geistigen Leistung fähig. Aber erst vor wenigen Wochen hat Maximilian Harden in seiner „Zukunft“ durch eines seiner kleinen Antisemitlein eine bittere Klage über den „Massenaufstieg der Juden“ in Deutschland anstimmen lassen. Germanien schwebt in höchster Gefahr, denn das Häuflein Juden habe sich seit der Emanzipation in kaum 40 Jahren physisch und geistig so hoch emporgearbeitet, daß nun zu der finanziellen

bald auch noch eine geistige Judenherrschaft heranzubrechen drohe. — Man sieht, das „Deutsche Volksblatt“ hat vollkommen recht, den Herrn Dr. Theodor Lessing, dessen Artikel jetzt durch die ganze antisemitische Presse Österreichs und Rußlands die Runde macht, mit großem Triumphgeheul als einen der Seinigen zu begrüßen. Aber wenn dasselbe Blatt unsern Freund als Kronzeugen dafür anruft, daß der Antisemitismus seine Existenzberechtigung noch nicht verloren habe, so ist das falsch. Der Antisemitismus, das heißt der *g o j i s c h e*, hat seine Existenzberechtigung verloren, da der *j ü d i s c h e* solche prächtige Blüten treibt.

\* \* \*

Man wird nach dem Gesagten das beschimpfende, heuchlerische Bedauern zu würdigen wissen, mit dem Herr Lessing von der „grausamen Not und den Leiden dieses Elendvolkes“ spricht, die Krokodilstränen, die er über unsere Wohnungsnot vergießt; wenn er versichert, diese verkommenen wilden Tiere wären doch einmal, in unvordenklichen Zeiten, Tiere edlerer Rasse gewesen; daß wir im Grunde „ein Volk verkommener Aristokraten“ seien und daß seine edle Seele blute, weil wir „als Lastträger, Fabriks-Arbeiter und Zwischenhändler jämmerlich vegetieren.“

Herr Dr. Lessing verkündet seine kategorischen und unfehlbaren Urteile vom hohen Piedestal seiner Philosophie herab; man wird aber vergebens bei ihm nach konkreten, kontrollierbaren Tatsachen suchen. Es ist unmöglich, herauszufinden, wann und wo er seine Kenntnisse geschöpft hat. Er ist erhaben über Zeit und Raum. Seine ganze Entdeckungsreise zu den osteuropäischen Juden scheint, nach seinen vagen und unklaren Angaben zu urteilen, zwei oder drei Wochen gedauert zu haben; in Krakau, dem einzigen Ort, den er nennt, dürfte er sich ein paar Tage aufgehalten haben, und alle seine auf diese Stadt bezüglichen Angaben stellen sich als erdichtet heraus. Er scheint in einer abgelegenen und verrufenen Straße Krakaus geschnüffelt zu haben, und beurteilt danach die Gesamtjudenheit von Polen und Rußland. Nun ist gerade *K r a k a u*, eine der ältesten und ehrwürdigsten jüdischen Gemeinden in Europa, der Ort, wo er zahlreiche Denkmäler der unverwüsthlichen Lebenskraft und des Idealismus unseres Volkes hätte sehen können, Institutionen und Werke, die Jahrhunderte überdauert haben. Mit Ehrfurcht und Rührung betritt man die alte Synagoge des Rabbi Moses Isserls, von dem abzustammen und dessen Namen zu tragen sich Moses

Mendelssohn rühmte, und auf dessen Ehrensitz oben neben der Heiligen Lade seit vierthab Jahrhunderten kein Mensch sich niederzulassen wagte. Dicht daneben der alte Friedhof, umrankt von Epheu und Sagen, birgt die Gebeine zahlreicher Großer, deren Name noch heute in ganz Israel mit Liebe, Dankbarkeit und Ehrfurcht genannt wird. In Krakau ruht, unter einem einfachen Stein begraben, einer der edelsten Künstler seines Landes und der besten Söhne des jüdischen Volkes, Moriz Gottlieb. Und nicht weit davon findet sich das Grab des Chajjim Nathan Dembicer, eines der gelehrtesten und scharfsinnigsten jüdischen Historikers der Neuzeit. Hier litt und träumte und schuf der so früh seinem Volke und der Kunst entrissene Samuel Hirszenberg. Krakau beherbergt einen unvergleichlichen Schatz von historischen Denkmälern aus der jüdischen Vergangenheit, deren bester Kenner, Herr Feiwel Wettstein, auch in deutschen Gelehrten-Kreisen einen sehr guten Namen hat; dieser hätte wohl unserem „Forscher“ über so manches Aufklärung geben können. Es würde sich vielleicht auch verlohnt haben, die modernen Wohltätigkeits- und Fürsorgeinstitutionen der jüdischen Gemeinde eines Blickes zu würdigen, die Bibliothek und Lesehalle, Spital und dergl., die mit unsäglich Mühe und Hingebung ins Leben gerufen wurden; denn bei uns sind die Millionäre nicht so dicht gesät, wie in Lessings Heimatland. Aber unser Entdeckungsreisender zog es vor, die „Bordelle, koscheren Restaurants und kleinen Kramläden“ zu studieren. In Krakau lebt Wilhelm Feldman, der als Sekretär der Hirsch'schen Schulstiftung sich der Hebung des jüdischen Proletariats mit bewundernswürdiger Tatkraft und rastlosem Eifer gewidmet, und wie selten jemand Einblick in das Leben und das Leiden der Massen gewonnen hat. An der Krakauer Universität lehrt einer der ersten Strafrechtslehrer Österreichs und glänzendsten Verteidiger im Lande, Prof. Dr. Josef Rosenblatt, ein Enkel des R. Hirsch Chajes, der Jahre lang an der Spitze der Baron Hirsch-Stiftung stand und wohl Gelegenheit gehabt hat, die soziale und moralische Lage der Juden kennen zu lernen. An der Krakauer Universität lehrt ein Altphilologe von europäischem Ruf, Prof. Dr. Leon Sternbach, der als Mitglied des Landesschulrates wohl auch in öffentlichen Angelegenheiten Bescheid wissen dürfte. Erst vor Kurzem starb zu Krakau im 88. Lebensjahre Dr. Salomon Rubin, dessen segensreiche, auf 6 Jahrzehnte sich erstreckende schriftstellerische Tätigkeit ihm ein ehrenvolles Denkmal in der Kulturgeschichte der Juden sichert; ein tapferer Kämpfer für Licht und

Wahrheit; auch so ein Beweis für die körperliche und geistige Verkommenheit der polnischen Juden. Allein unser Forschungsreisender holte sich lieber Aufklärung bei einem unreifen Gymnasiasten und einem halbwüchsigen Mädchen, und bei jenem mythischen Herrn Karfunkelstein.

\* \* \*

Was würde man dazu sagen, wenn beispielsweise Jules Huret in St. Pauli oder in der Schwiegerstraße zu Hamburg und im Nordosten von Berlin sich umgesehen, und danach ein Bild von Deutschland und dessen Bevölkerung entworfen hätte? Herr Dr. Lessing verfuhr nach der Methode „Choisek's,“ jenes in den Anekdoten der polnischen Juden berühmten Vertreters der — Schlaueit, der einmal den Entschluß faßte, die große Welt kennen zu lernen; er wanderte und wanderte, bis er in die Residenz kam; dort steckte er die Nase in eine Kloake und lief dann eilends nach Hause und schrie: „Die ganze Welt stinkt!“ Unabweislich drängt sich jedoch die Frage auf: Was soll denn dieses Geistesprodukt? Zu welchem Zwecke wird Solches geschrieben und veröffentlicht? Wollte Herr Dr. Lessing uns verworfene und verderbte Menschen einen Spiegel unserer Ruchlosigkeit vorhalten, um uns zu bessern? Es erscheinen in Rußland, Rumänien und Galizien jüdische Zeitungen genug, die von den Juden aller Klassen fleißig und eifrig gelesen werden; warum hat er nicht hier sein Licht leuchten lassen, sondern in dieser Allgemeinen Zeitung des Judentums, die, wie Herr Prof. Geiger sehr wohl weiß, sogar in Deutschland nur noch von einem halben Dutzend Mummelgreisen gelesen wird, im Auslande vollends nicht einmal mehr dem Namen nach bekannt ist, jetzt aber plötzlich unter den Antisemiten einen so großen Ruhm erlangt hat? Hätte er uns ermahnen und uns arme Sünder zur Buße anfeuern wollen, wir hätten ihm sogar die greifbaren Unwahrheiten und gewissenlosen Übertreibungen verziehen, weil er's gut mit uns meinte. Wir Juden sind wahrlich nicht empfindlich gegen Tadel — wenn er aus ehrlicher und treuer Seele kommt. Unsere Propheten sind voll von harten, schroffen, rücksichtslosen Strafreden, aber unser Volk hat ihre Bücher zu seinem höchsten Heiligtum erhoben, ein Beispiel, welches in der ganzen Weltgeschichte vereinzelt dasteht. Auch die jetzige hebräische und jüdische Literatur geht nicht gerade glimpflich mit uns um, schmeichelt uns nicht und streut uns keinen Weihrauch. Wir aber lieben diese unsere Tadler, sind ihnen dank-

bar und verehren sie. Doch anders klingt der Tadel des treuen Freundes, und anders der schadenfrohe und zynische Tadel des hinterlistigen Feindes. Frag meinen Freund über den Stand meiner Angelegenheiten — sagen die polnischen Juden — und er gibt die Auskunft: Der Mann steckt über die Ohren in Schulden, aber seine Geschäfte gehen glänzend. Mein Feind dagegen wird dir sagen: Er macht zwar glänzende Geschäfte, aber er steckt über die Ohren in Schulden. Beide sagen materiell dasselbe, aber wie verschieden klingt das! Wo soll nun der treue und wohlwollende Freund den Mut hernehmen, die Fehler und Untugenden zu tadeln, und zu deren Abstellen zu mahnen, wenn der tückische Feind dieselben Fehler verleumderisch übertreibt und zu einer Wolke hämischer und giftiger Denunziationen verdichtet? Will man uns durch solche Ergüsse den Weg zur Entwicklung, zum Emporragen aus unserer Niedrigkeit erleichtern? Oder soll den Tausenden russischer, polnischer und rumänischer Juden, die die Not alljährlich in die Ferne, über Länder und Meere treibt, draußen in der Welt der Lebenskampf dadurch erleichtert werden, daß man düstere und unflätige Legenden über sie verbreitet, sie in ihrer Gesamtheit als Diebe, Gauner, Meineidige, Kuppler, ihre Frauen als Metzgen und feile Dirnen hinstellt? Und diese Fragen richte ich nicht an Herrn Dr. Theodor Lessing, sondern an Herrn Prof. Ludwig Geiger! Jener Mensch ist völlig gleichgiltig. Es stellt sich ja heraus, daß er insgeheim getauft ist. Warum soll er sich denn bloß katholisch oder lutherisch, warum nicht gleich, etwa wie Herr Harden, antisemitisch getauft haben? Herr Prof. Geiger scheint eine besondere Vorliebe für Krypto-Meschumodim zu hegen. Man erinnert sich noch jenes famosen Jakob Frommer, eines vollkommenen Ignoranten, den er, zum Staunen aller Kenner, der Berliner jüdischen Gemeinde als Bibliothekar aufgemutzt hatte, dessen einziges Verdienst es war, sich in Breslau heimlich getauft zu haben, weshalb Friedrich Delitzsch ihn empfahl. Als er schon in Amt und Würden saß, machte er in Verbindung mit Herrn Maximilian Harden einen feigen und niederträchtigen Überfall auf die Lehren des Judentums. Es gab einen großen Skandal, und der Frommer wurde davongejagt. Doch fand Herr Prof. Geiger es merkwürdigerweise nicht für nötig, zusammen mit seinem Schützling auf seine Würde zu verzichten. Jener Frommer ist seither offen zum Antisemitismus übergegangen und bemüht sich in einer Reihe unendlich geschmackloser, von tiefster Ignoranz und bodenloser Frechheit zeugender Schriften, den Talmud und das

ganze Judentum zu denunzieren und zu lästern. Jetzt hat Herr Geiger wieder einen heimlichen Meschumed zum jüdischen Sittenrichter ernannt. Dieser Mensch kommt jedoch nicht in Betracht. Niemand hat bisher seinen Namen gehört, er ist plötzlich in der jüdischen Publizistik aufgetaucht und wird hoffentlich bald wieder untertauchen; er wird vom Frommer geholt werden. Allein Herr Prof. Geiger, ein Redakteur in Israel, Vorstandsmitglied einer der ersten jüdischen Gemeinden in Europa, muß zur Verantwortung gezogen werden. Als vor etwa 12 Jahren über die Häupter der rumänischen Juden sich eine furchtbare Verfolgung entlud, ließ Harden in seiner „Zukunft“ einen Artikel über sie publizieren, in dem sie so dargestellt wurden, daß alle Verfolgungen nicht nur vollkommen gerechtfertigt, sondern noch als viel zu milde erscheinen mußten. Maximilian Hardens Lorbeeren scheinen Herrn Prof. Geiger nicht schlafen zu lassen. Noch sind am Leibe des russischen Judentums die schauerlichen Wunden der Jahre 1905—06 nicht vernarbt, fortwährend hängen Pogrome in der Luft, die Juden kämpfen verzweifelt um einen Schein, einen Schimmer von Menschenrechten; die Juden in Rumänien haben erst vor kurzen eine Aktion eingeleitet, um in ihrem Vaterlande, für welches sie auf dem Schlachtfelde ihr Blut vergossen, zu dessen Wohlstand sie mit ihrer Arbeit, ihrer Intelligenz und ihrer Betriebsamkeit redlich beitragen, wenigstens als Eingeborne anerkannt zu werden, und da läßt es Herr Prof. Geiger zu, daß in seinem Blatte jemand sie hinterrücks anfällt, verleumdet und denunziert, gleich wie ein tückischer Hund, der einem arglosen Wanderer in die Wade fährt. Herr Prof. Geiger ist sich wohl nicht bewußt, daß das, was er da verübt hat, auf seine Begriffe von Ehre und Gewissen ein seltsames Licht wirft. Die Chuligans und Führer der Schwarzen Hunderte dürften sehr überrascht sein, zu erfahren, daß mitten unter den Repräsentanten der Berliner jüdischen Gemeinde ihnen ein wackerer Bundesgenosse blüht, der ihnen die erwünschtesten Argumente zum Kampfe gegen die Juden darreicht. Dürfen Menschen, die mit Gemütsruhe lügen, gaunern und betrügen, mit naiver Selbstverständlichkeit und Freude stehlen, — Bürgerrechte beanspruchen? Dürfen Menschen, die mit herzlicher Naivetät und freudiger Selbstverständlichkeit gewerbsmäßige Prostitution und Kuppelei treiben, denen es nicht das mindeste ausmacht, ihre 14jährigen Töchter zu verkaufen, deren Frauen feile Lustdirnen sind, zu festen Marktpreisen gehandelt werden — dürfen solche Menschen verlangen, wie redliche, zivilisierte Bürger behandelt zu werden? Und was soll der

Staat mit einer Bevölkerung anfangen, die durchwegs krank, degeneriert, verkrümmt, verkommen und verworfen ist, was anders, als sie ehestens über die Grenze schaffen, wenn nicht gar ausrotten und vernichten? Soll er etwa warten, bis „nach vielen Generationen diese degenerierte Menschenrasse körperlich neu gehoben wird?“ Mit freudigem Erstaunen müssen sich die Chuligans sagen: bisher haben wir das alles nur in unseren eigenen Blättern gelesen. Jetzt bestätigen es uns zwei Juden. Was brauchen wir mehr? Es wäre schnöder Undank, wenn die Schwarzen Hunderte und der Bund echt russischer Leute den Herrn Prof. Geiger und seinen Helfershelfer, Herrn Dr. Theodor Lessing nicht zu Ehrenmitgliedern ernennen würden. Herr Prof. Geiger hat eine eigenartige, geschmackvolle Methode erdacht, das Zentennarium seines Vaters Abraham Geiger zu feiern. Man erzählt, ein orthodoxer Rabbiner alten Schlages, der ein erbitterter Gegner Mendelssohns war, sei einmal gefragt worden, was er gegen die Person des Berliner Philosophen hätte, da ja dieser bis an sein Ende eine fromme Lebensweise geführt und sich nie gegen die Religion vergangen habe. Der Rabbiner antwortete: „In alten Schriften begegnet uns zuweilen ein schwieriger, dunkler Text, den wir vergeblich zu deuten uns bemühen. Was machen wir da? Wir befragen die „Acharonim,“ (späteren Nachfolger, Nachkommen) die haben gewiß den richtigen Kommentar dazu gemacht. Ein solcher dunkler Text ist mir Mendelssohn. Aber seine Acharonim haben den Kommentar zu ihm geliefert, indem sie sich alle getauft haben.“ Man würde jedoch dem Andenken Abraham Geigers bitteres Unrecht tun, wollte man ihn nach dem Kommentar deuten, den der kleine Sohn zu dem Leben und dem Streben des großen Vaters machen zu wollen scheint. Ein talmudisches Sprichwort sagt, der Sohn sei das Knie des Vaters. Es gibt aber Söhne, die offenbar nicht einmal den Pantoffel, nicht einmal die Stiefelsohle des Vaters wert sind. In diesem Falle kommt noch dazu die mangelhafte Erziehung: Abraham Geiger ist leider viel zu früh gestorben. Herr Prof. Geiger ist in jüdischen Dingen ganz unwissend. Die wissenschaftlichen Leistungen seines Vaters zu würdigen, fehlen ihm einfach die Vorkenntnisse; er weiß bloß, daß sein Vater bei den Frommen, die er mit der ganzen Ohnmacht einer Zwergseele haßt, als ein Zerstörer des Judentums galt und hält es für seine Sohnespflicht, mit seinen dürftigen Mitteln das Zerstörungswerk fortzusetzen. Er glaubt, dies vermittelt einer äffischen Verchristelung des Judentums erreichen zu können. Vor kurzem erst hat er die allgemeine Ent-

rüstung erregt, indem er in seiner Zeitung forderte, die Behörden Preußens sollten die jüdischen Schulkinder zwingen, die christlichen Feste mitzufeiern, dem christlichen Schulgottesdienst beizuwohnen und die religiösen Lieder mitzusingen. Solche Stücklein, wie die famosen „Schulferien,“ die darauf hinauslaufen, in der Jugend-erziehung das jüdische Element durch ein pseudo-christliches zu verfälschen, hat er schon oftmals versucht. Er erstrebt die Lösung der Judenfrage durch eine langsame Auflösung des Judentums. Es ist traurig und zugleich komisch, wie dieser alte Mann in ohnmächtiger Wut mit morschen Zähnen auf den Granit der jüdischen Institutionen beißt. Als vor einigen Jahren Herr A r o n H i r s c h, ein Vertreter der konservativen Richtung, in den Vorstand der Berliner jüdischen Gemeinde gewählt wurde, gab es in Berlin einen Mann, der über diese Niederlage des unentwegten Freisinns derart wütend war, daß er umherging und drohte, er werde unter den reichen Gemeindemitgliedern eine Bewegung zum Austritt aus der jüdischen Gemeinschaft und zur Konfessionsloserklärung einleiten, um so durch den Wegfall bedeutender Steuerleistungen die Gemeinde finanziell zu schädigen. Jener Mann hieß zufällig auch Ludwig Geiger. Ich habe mich aber stets gesträubt, zu glauben, daß er mit Abraham Geigers Sohn identisch wäre. Es wäre zu wider-natürlich, dem Sohne des Rabbiners einer Gemeinde, auf den diese stolz war, ein solch herostratisches, wenn auch völlig aussichtsloses Beginnen zuzuschreiben. — Auch in der Wissenschaft des Judentums grassiert er. Jedes Jahr hausiert er mit einem Vortrag über ein jüdisches Thema herum. Er hat eine Unmenge Bücher veröffentlicht, er schrieb über die Renaissance und über Jakob Frommer, über Goethe und Casanova, über Reuchlin und Maupassant, über Mendels-sonn und Beyerlein. Nichts und niemand ist vor ihm sicher. Wie sollte das Judentum, dem doch kein Übel aus dem Wege geht, vor diesem vielbändigen Gelehrten geschützt sein? Als seinerzeit in Berlin das Komitee zur Herausgabe der Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland zusammentrat, galt es, vor dem drohend das Haupt erhebenden Antisemitismus eine Verbeugung zu machen. Deswegen wurde Graetz beseite geschoben und Ludwig Geiger zum Redakteur der Zeitschrift ernannt. Man war offenbar der Ansicht, s e i n Judentum sei derart beschaffen, daß es auch Treitschke und Stöcker recht sein könne. Der geistvolle Rabbiner Dr. Benjamin R i p p n e r in Glogau schrieb damals in der „Monatsschrift,“ es käme ja am Ende nicht auf die Persönlichkeit des Portiers an,

sondern auf die Männer, die im Hause verkehren. Nun ist Herr Professor Geiger wieder einmal Portier geworden; aber bei einem für das breitere Publikum bestimmten Blatte kann ein ungeeigneter Redakteur viel größeres Unheil stiften, als an einer Fachzeitschrift, die sich auf einen engen Kreis beschränkt. In nächster Nachbarschaft mit Herrn Dr. Theodor Lessing begegnen uns da in den Nummern der Allg. Ztg. d. J. einige ehrenwerte Namen von Männern, die offenbar aus alter Anhänglichkeit an diesem Blatte mitarbeiten, darunter beispielsweise Dr. Felix Perles, der einen sehr hochgeachteten, ererbten und erworbenen Namen zu verlieren hat. Solche Männer mögen es sich doch überlegen, ob sie weiter in einem Hause verkehren sollen, dessen neuester Portier zweifelhafte Gäste einläßt.

\* \* \*

Es ist nicht zu verkennen, daß alle diese destruktiven und denunziatorischen Bestrebungen aus derselben psychischen Wurzel entspringen, einer seelischen Disposition, einer Stimmung, die in gewissen Kreisen langsam sich ausbreitet, in der Stille um sich frißt, und einmal mit unheimlicher Vehemenz auflodern kann. Ich möchte diese Stimmung jüdischen Antisemitismus nennen, der jetzt, da der wirkliche Antisemitismus anfängt, ins Stadium der Verwesung und Zersetzung überzugehen, als eine krankhafte Nachwirkung gewisse jüdische Kreise erfaßt und verseucht. Noch vor nahezu 32 Jahren, als der Antisemitismus in Deutschland anzuschwellen begann und „eine Flut von judenfeindlichen Libellen den Büchermarkt überschwemmte,“ schrieb Treitschke: „Es ist des Schmutzes und der Rohheit nur allzuviel in diesem Treiben und man kann sich des Ekels nicht erwehren, wenn man merkt, daß manche dieser Brandschriften offenbar aus jüdischen Federn stammen; bekanntlich sind seit Pfefferkorn und Eisenmenger die geborenen Juden unter den fanatischen Judenfressern immer stark vertreten gewesen.“ — Seither hat der jüdische Antisemitismus unterirdisch fortgewuchert und seine zeitweiligen Ausbrüche blieben in dem ungeheuren Getöse, das der eigentliche, nichtjüdische Antisemitismus machte, unbemerkt. Die Psychopathologie dieser Erscheinung ist leicht zu begreifen. Denn nur die einfachen, gesunden Naturen unter uns werden durch Verfolgungen und Schmähungen unserer Gemeinschaft in der Treue und Hingebung bestärkt, und schöpfen aus den ewigen Quellen der Vergangenheit Labsal und Kraft, um lachenden

Mundes und heiterer Seele über den verächtlichen Schmutz und den wüsten Jammer einer traurigen Gegenwart — einer lichten Zukunft entgegenzustreben. Dagegen alles Gemeine und Niedrige unter uns, die Tschandala-Naturen und Kanaillen-Seelen, die Schwächlinge und Entarteten werden durch die Verfolgungen und Schmähungen unserer Gemeinschaft nur zum bitteren Haß gegen diese angestachelt. Anstatt in ritterlicher Entrüstung das Judentum zu verteidigen, können sie es ihm nicht verzeihen, daß es stets der schwächere und verfolgte Teil ist, daß sie selber um seinetwillen leiden müssen, und schleichen sich heimlich zum Feind hinüber. Was bei den Edlen zur freudigen Kraft wird, wandelt sich bei den Niedrigen in Gift und Galle. Dazu kommt, daß sie nur allzu sehr geneigt sind, ihr ureignes, höchst persönliches Pech auf Rechnung des Judentums zu setzen. Man denke beispielsweise an jene hohen Seelen, deren sublimstes Lebensideal es ist, in der Welt die Würde eines wirklichen Reserveleutnants zu bekleiden, und die für immer darauf verzichten müssen. Oder an die Damen, die für ihr Leben gern mit beim Jour oder doch wenigstens beim five o'clock Ihrer Gnaden der Frau Gräfin prunken möchten, und ihre schönsten Lebensjahre und schönsten Toiletten dahinwelken sehen, ohne je dieses erlesenen Glückes teilhaftig zu werden. Am meisten trifft man diese Enttäuschten in den Reihen der sogenannten Intellektuellen, namentlich jener Art, die ohne die Fähigkeit, sich mit eigener Hand ein Dasein zu zimmern, alles von der Hilfe höherer Mächte erwarten, vom Staat, der Gesellschaft oder einer politischen Partei. Da ist einer, der sich berufen fühlt, als General vor einer Truppe einherzuschreiten und weil er Jude ist zeitlebens als Unteroffizier im Dunkeln sein Lichtlein leuchten lassen muß. Ein anderer träumt sich als höchstes Lebensziel zum ordentlichen öffentlichen Professor berufen zu werden; aber da die Juden wohl auserwählt sind, aber nicht berufen werden, muß er sein Leben als unbesoldetes Privatdozentlein in notgedrungenener Uneigennützigkeit der Wissenschaft widmen, und bekommt von seiten der hohen Regierung als einzigen Lohn nur den mittellosen Titel eines außerordentlichen Professors, oder die komische Würde eines geheimen, ganz geheimen Regierungsrates, und es bleibt ein ewiges Geheimnis, was er der Regierung zu raten hätte. — Es ist gar nicht zu sagen, wieviel Bitterkeit, Neid, unbefriedigter Ehrgeiz, ohnmächtige Rancune und was sonst in den seelischen Niederungen gedeiht, sich im Gemüt dieser enttäuschten Dilettanten des Lebens ansammelt; und all das kehrt sich gegen das Judentum; die Abstammung wird

verantwortlich gemacht, ein dumpfer Groll, der sich zum Haß verdichten kann, wendet sich gegen die Ahnen, die so unvorsichtig gewesen sind, nicht rechtzeitig das alte Erbe in die Rumpelkammer zu werfen. Tapfere, gerade und aufrechte Naturen stellen sich auf Seite der Verfolgten und Verhöhnnten; alles Schwache, Verkrüppelte, Zerfressene und Verfaulte schleicht sich hinüber in die Reihen des Feindes. Es gibt ein einfaches, gesundes, fast möchte man sagen physiologisches Gefühl, das jeden normalen Menschen an die angestammte Gemeinschaft fesselt. Jeder weiß, daß sein Vater viel unbedeutender ist, als Goethe, Beethoven oder Helmholtz, und seine Mutter lange nicht so geistreich, schön, begabt, wie Frau von Stein, Rahel Levin oder Madame Curie; gleichwohl erleidet durch dieses Bewußtsein bei keinem normalen Menschen das Gefühl der Elternliebe die geringste Einbuße, und die größte Hingabe an die eigenen Eltern und die Familie hindert keinen normalen Menschen, jene Heroen und Heroinen nach Gebühr zu bewundern. Dieses lebendige Gefühl, auf die große Volks- oder Religionsgemeinschaft bezogen, bildet die Grundlage des Patriotismus, der treuen Anhänglichkeit und der hingebungsvollen Arbeit, und ihm verdanken die großen Völker, daß sie sich zur Größe emporgerungen, und die kleinen, daß sie nicht untergehen und verkommen, sondern sich im kulturellen Wettbewerb erhalten. Doch den krankhaften und zerrütteten Naturen fehlt dieses Gefühl. Von der äußerlichen Größe und dem Glück der anderen angezogen und geblendet, hassen sie ihre eigene Gemeinschaft, wenn sie sich in der Minderheit befindet oder ein wenig beneidenswertes Schicksal zu tragen hat, und können es ihr nicht verzeihen, daß sie selber durch die Bande der Geburt an sie gefesselt sind. Mit einer Art schmerzhafter Selbsterfleischung gesellen sie sich zu den mächtigen Verfolgern und von einer Art Betäubungssucht getrieben, sind sie bestrebt, jene an Gehässigkeit zu überbieten. Auf diesem sumpfigen Boden, in dieser ungesunden Atmosphäre, erblühte der jüdische Antisemitismus, den schon Treitschke sehr deutlich herausföhlte, und der nicht aufgehört hat, als verschwiegenes Schlammflüßchen den großen schmutzigen Strom den e c h t e n Antisemitismus zu begleiten. Ein spekulativer Geist, wie Herr Maximilian Harden, bei dem neben dem trüben, giftigen Ressentiment kalte Berechnung einhergeht, findet jedoch bald heraus, daß in einer gährenden Zeit solche unsaubere Regungen sich sehr wohl geschäftlich verwerten lassen. Er war es, der den jüdischen Antisemitismus systematisch anbaute und pflegte; er machte aus ihm einen der

Zugartikel seines wohl assortierten Sensationsbazars, neben dem revolutionären Konservatismus, dem übermonarchischen Monarchismus, dem patriotischen Denunziantentum und anderen schönen Dingen. Mit das Giftigste und Niederträchtigste, das in den letzten 20 Jahren gegen Juden und Judentum in Deutschland geschrieben wurde, ist in der Zeitschrift dieses getauften Juden erschienen, zum nicht geringen Teil von ihm selbst verfaßt. Er, der *praeceptor Germaniae*, hat die deutschen Juden strenge zurechtgewiesen, weil sie es wagten, sich ihrer rumänische Glaubensgenossen anzunehmen. Während des Konitzer Prozesses beschimpfte er nachträglich Heinrich Heine, der während der Damaskus-Affaire (1840) seine ehemaligen Glaubensgenossen gegen die Blutbeschuldigung in Schutz genommen. Er, der Seelenfreund des Herrn Suworin, ist aber nicht nur aus der jüdischen Religionsgemeinschaft, sondern aus der jüdischen Rasse ausgetreten; und was in seinem Organ an Beschimpfungen der jüdischen Rasse geleistet wurde, läßt sich wohl kaum überbieten. Den unerbittlichsten Judenverfolgern hat er Weihrauch gestreut, und weil Emile Zola den Juden Dreyfus verteidigt hatte, wurde er von ihm in den Kot gezerrt. Die Geschäftsantisemiten waren über seine unehrliche Konkurrenz grimmig erobert, aber er verstand das Geschäft besser und machte sich nichts aus ihnen; den anderen war diese Bundesgenossenschaft sehr erwünscht; sie verlieh der ganzen Sache etwas Pikantes, Perveres, einen haut goût, der den entarteten Gaumen reizte. Dabei konnte man diesen Harden im Stillen als lebendiges Muster für alle Laster der jüdischen Rasse hinstellen. Dieser Harden, der jede Gemeinschaft mit den Juden so heftig von sich wies, dieser Liebling Bismarcks und des konservativen, antisemitisch gesinnten preußischen Adels, wird noch gewiß einmal von einem judenfeindlichen Literaturhistoriker als Beweis für den bösen, verderblichen Einfluß zitiert werden, den „die Juden“ auf die deutsche Publizistik ausgeübt haben. Aber von Maximilian Harden führt eine gerade Linie über Benediktus Levita, W. Hartenau, Jakob Frommer, Theodor Lessing, Ludwig Geiger bis zu jenen jüdischen Geschäftsleuten, die einen jüdischen Angestellten zurückweisen, wenn er Kohn oder Levi heißt, oder „viel zu jüdisch“ aussieht, bis zu jenen jüdischen Chefs, die ihren jüdischen Angestellten nicht erlauben, am Pesach Mazzah zur Mahlzeit ins Geschäft zu bringen, unter dem Vorwand, es entstehe daraus „viel Unordnung“, — was einem christlichen Chef noch nie in den Sinn gekommen ist; bis zu jenen jüdischen Warenhausbesitzern in Berlin, die ihren jüdischen Angestellten nicht erlauben,

den Jom Kippur zu feiern. All das sind Symptome des jüdischen Antisemitismus, der viel, viel gefährlicher werden kann, als der richtige, nichtjüdische. „Eine gemachte Hexe ist schlimmer als eine geborene,“ sagt ein jüdisches Sprichwort. Man denkt in Deutschland daran, eine groß angelegte, ins Detail gehende Apologie des Judentums, gleichsam als einen Wall gegen eine neue antisemitische Strömung aufzuführen. Aber Apologien haben das eine an sich, daß sie entweder überflüssig sind, oder nichts nützen. Es ist noch nie einer Antisemit geworden, weil er sich von den bösen Eigenschaften der Juden oder des Judentums überzeugt hat, sondern er hat sich von diesen bösen Eigenschaften überzeugt, nachdem er aus irgend welchen allgemeinen oder persönlichen Gründen Antisemit geworden war. Ungleich wichtiger als eine Apologie nach Außen, ist eine Abwehr des inneren Feindes. Ausrotten sollst du das Böse aus deiner Mitte! Diese Beule muß mit festem Griff weggeschnitten werden, bevor sie um sich frißt. Diese verfluchte Saat muß mit kräftigen Fußtritten zerstampft werden, bevor sie in die Halme schießt. Natürlich bedarf es hierzu nicht etwa schwerer, heroischer Kämpfe, — sondern nur des einmütigen und unzweideutigen Ausdruckes der Verachtung von seiten jener wackern und hochachtbaren Männer, die in Deutschland an der Spitze jüdischer Organisationen stehen und die Führer der öffentlichen Meinung sind. Wenn z. B. kleine, verdächtige Literätlein sich von Herrn Harden segnen und ihre pseudojüdischen Werke von ihm anpreisen lassen, so bekundet das eine so nichtswürdige und verächtliche Gesinnung, daß man sich darüber nicht aufzuhalten braucht. Bedenklich aber ist es, wenn in rein jüdischen Angelegenheiten Leute, die sich gekränkt wähnen, sich unter Hardens Fittiche flüchten. Und die Herren vom Vorstand der Berliner jüdischen Gemeinde mögen bedenken, ob sie weiterhin mit einem Manne zusammenwirken können, einem Manne Einfluß auf jüdisch-religiöse Institutionen gewähren dürfen, der die modern zugestutzte Methode des Antiochus Epiphanes auf die jüdischen Schulkinder anwenden möchte, und unerhörte antisemitische Denunziationen gegen 8 Millionen Juden in seinem Blatte veröffentlicht. Und hier erwächst der deutschen Judenheit eine große Verantwortlichkeit, nicht bloß ihren eigenen Nachkommen, sondern dem Gesamtjudentum gegenüber. Der künftige Historiker des Judentums wird das 19. Jahrhundert das der deutschen Juden benennen müssen, denn diese stehen an der Spitze aller geistigen und sozialen Bewegungen dieses Zeitraumes unter den Juden. Die Juden in Deutschland haben

den Kampf um die bürgerliche Gleichberechtigung am zähesten und siegreichsten geführt, sie haben den Juden der anderen Länder in der Bildung vorangeleuchtet, die Wissenschaft des Judentums wurde von ihnen ausgebaut und am sorgfältigsten gepflegt; sogar die moderne hebräische Literatur, obgleich sie in Deutschland keine Stätte mehr hat, ist zu einem großen Teil von hier ausgegangen. In der Art, die Gemeinden, die Wohltätigkeit und die soziale Fürsorge auf moderner Basis zu organisieren, sind die deutschen Juden musterhaft gewesen; sie sind für ihre unterdrückten Glaubensgenossen anderer Länder stets hilfreich und tatkräftigst eingetreten. Viel Gutes ist den Juden der anderen Länder aus Deutschland zugekommen. Allein, aus Deutschland kam ihnen auch der — Antisemitismus zu. Was in Deutschland Jahre lang in Zeitungen und Büchern, in Reden und Broschüren brodelte und kochte und zischte, entlud sich anfangs der 80er Jahre über die Häupter der Juden in Südrußland als blutige Verfolgung, wie man sie seit hundert Jahren nicht erlebt hatte, und alles, was dort bis auf den heutigen Tag geschieht, ist nichts als eine Fortsetzung dieses ersten Anpralls, nichts als eine Verwirklichung der von den deutschen Antisemiten ausgeheckten und verbreiteten Lehren, ist die in die grobe, handgreifliche Praxis des russischen Chuligans übersetzte deutsche Theorie. Alle die unbeschreiblichen Leiden, die über die russischen und rumänischen Juden seit 30 Jahren gekommen sind, haben ihren Ursprung in den systematischen Hetzen, die seit dem Ende der 70er Jahre von Berlin aus, zum Teil unter der Patronanz Bismarcks und der mächtigsten Faktoren gegen die deutschen Juden betrieben wurde. Wenn in dem hochkultivierten Deutschland Männer der Wissenschaft, Politiker und Hoftheologen den Vernichtungskrieg gegen die Juden predigen durften, was brauchte man sich in Rußland zu schämen, sie haufenweise totzuschlagen, zu plündern und zu schänden? Wenn in Deutschland gelehrt wurde, die Juden seien unter das Fremdenrecht zu stellen, weil sie eine verworfene und unverbesserliche Rasse seien, warum sollte man sie in Rußland und Rumänien nicht kurzer Hand ausweisen und aller Menschenrechte berauben? In Deutschland ist die Zahl der Juden im Vergleiche mit den östlichen Ländern verschwindend klein; sie wohnen zerstreut und sind nur schwer aus der christlichen Bevölkerung herauszuerkennen. Es war materiell unmöglich, hier eine große Verfolgung heraufzubeschwören, wie dazumal, als sämtliche Juden in einem Ghetto eingesperrt waren und ohne gelben Fleck sich draußen nicht zeigen durften. Darum ist, was hüben frommer



Wunsch bleiben mußte, drüben grausam und blutig in Erfüllung gegangen. Die deutschen Juden haben sich tapfer und unerschrocken gegen den Antisemitismus gewehrt. Der Abwehr-Verein hat eine stattliche Reihe von Bänden publiziert, mit unzähligen statistischen Tabellen und Ziffernkolonnen versehen, um zu beweisen, daß  $2 \times 2 = 4$ , nämlich, daß die Juden in Deutschland nicht schlimmer sind, als andere Leute, und nicht von Natur Verbrecher, Gauner, Meineidige u. s. w. In Deutschland mußte vor noch nicht einem Jahrzehnt einer der gelehrtesten protestantischen Theologen, Prof. Strack, eine Schrift veröffentlichen, um zu beweisen, daß man die Juden nicht Verbrecher von Religions wegen nennen dürfe, wie dies im Reichstag und im preußischen Landtag geschehen war. Nicht zu übersehen ist auch, daß die letzten drei großen Blutbeschuldigungen, die lange und aufregende Prozeße zur Folge hatten und die finsternen Zeiten des Mittelalters wieder aufleben ließen, in dem Gebiete deutscher Kultur spielten. Der von Berlin nach Wien verschleppte Antisemitismus ist hier zu einer Staatsmacht geworden, mit der maßgebende Faktoren kokettieren. Nachdem der politische und soziale Antisemitismus genug Verheerungen angerichtet, beginnt jetzt der in Deutschland ausgebaute und „wissenschaftlich“ begründete, sogenannte intellektuelle oder ästhetische Rassenantisemitismus außerhalb Deutschlands zu grassieren. Wer z. B. die Anschauungen der Herren Roman Dmowski und Wincenty Lutosławski näher analysiert, bemerkt gleich, daß diese Weisen nur das wiederkäuen, was die Richard Wagner, Treitschke, Lagarde, Adolf Wagner, Dühring vor 30 und 40 Jahren vorgekaut haben. Es ist wie eine ansteckende Krankheit, die sich von einem Zentrum ausbreitet und in der Ferne ausbricht, wenn sie im Ursprungsland schon dem Erlöschen nahe ist. Sollen wir nun zu all den verschiedenen Antisemitismen auch noch den jüdischen Antisemitismus bekommen? Das wäre ein fürchterliches Erbe, welches die jetzt lebende Generation der nachfolgenden hinterlassen würde. Den deutsche Juden selber kann er, als ein Element der Zersetzung, als ein Gegenstand der Verachtung und des Ekels von seiten ehrlicher und anständiger Christen, viel gefährlicher werden, als der echte Antisemitismus. Aber, mit deutschen Stempel versehen, als neuestes Produkt „westlicher Kultur“ ins Ausland exportiert, kann er hier geradezu verheerend wirken. Darum habe ich gesagt, daß es heilige Pflicht der deutschen Juden ist, ihm rasch den Garaus zu machen. Ecrasez l'infame!

Nach Ausbruch des Antisemitismus in Deutschland gab es einen Moment, da ein Häuflein „aufgeklärter“ Juden, die mit einem Fuße schon außerhalb des Judentums standen, den unglaublichen Versuch machte, das heraufziehende Ungewitter auf die Köpfe der Orthodoxen abzulenken; diese, die an der rituellen Vorschriften ihrer Religion mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hängen, trügen die Verantwortlichkeit dafür, daß der christlich-germanische Geist an dem „asiatischen“ Wesen des Judentums Anstoß nehme. Eine richtige Orthodoxenhetze war im Anzuge. Kein geringerer als Stöcker beugte dem Sturm vor. Er verabsäumte es nicht, klar und bündig zu erklären, daß die ganz modernisierten, vollständig aufgeklärten Juden ihm und den Seinigen tausendmal verhaßter wären, als die rechtgläubigen, an denen er wenigstens die Echtheit einer Überzeugung achtete. — Von demselben Geiste getragen ist die in neuester Zeit sich breit machende Unterscheidung zwischen „Ostjuden“ und „Westjuden“. Letztere hätten das Recht, von der Höhe ihrer europäischen Kultur und ihres — Geldsacks auf die ersteren mit derselben Überlegenheit herabzuschauen, wie die echtblütigen Arier auf alle Juden überhaupt. Die edlen Expektorationen des Herrn Dr. Lessing sind nur der giftigste Ausdruck dieser Gesinnung. Man spricht zu den Antisemiten: Alles, was Ihr den Juden nachsagt, ist wahr; aber wo findet man solche Juden? Bei uns in Magdeburg und Hannover nicht. Da muß man schon nach Pinne oder Posen gehen, nach Krakau, Czernowitz oder Berditschew. Die dortigen Juden sind Ostjuden, und wir Westjuden werfen sie euch Antisemiten gerne zum Fraße vor; wenn es euch Vergnügen macht, sind wir bereit, sie zu beschimpfen und gegen sie zu hetzen, gerade so wie Ihr, oder noch besser. Am treffendsten kennzeichnet diese Gesinnung folgende jüdische Anekdote aus Galizien: Nach dem Ausbruch des Antisemitismus in Österreich kehrte Todros Lokschentopf von seiner ersten Reise nach Wien in seine Heimatstadt Kabzanowka zurück. In der Klaus nach dem Beten erzählte er, während er sich die Schläfenlocken glättete, wie furchtbar der Antisemitismus draußen wüte. „Gleich hinter Krakau füllt sich die Eisenbahn mit lauter Antisemiten, die furchtbar über die Juden schimpfen und fluchen.“ — „Und du, Todros, wie hast du dich dabei verhalten?“ — „Ich gab mich nicht zu erkennen, das was das beste.“ Todros wiederholte seine Reisen nach Wien und blieb immer länger aus. „Schimpft man noch immer so über Juden, Todros?“ — „Man schimpft immer stärker!“ — „Und was tust du, Todros?“ — „Ich schimpfe mit.“

Todros blieb schließlich ganz fort, und siedelte sich im Westen an. Er hieß nicht mehr Todros Lokschentopf sondern Theodor Longchamps und war ein „Westjude“ geworden. Einmal sagte ein christlicher Geschäftsfreund zu ihm: „Hör mal, ich war zufällig in deiner Heimatstadt Kabzanowka; die Leute dort sind brav, begabt und arbeitsam, aber noch sehr zurück und gänzlich arm; du könntest etwas für sie tun, am Ende sind es doch deine Brüder.“ Theodor Longchamps wurde blaß und rot und dachte wütend: „Ich bin schon 3 Jahre von Kabzanovka weg, und da sagen die Leute, jene Ostjuden wären meine Brüder! Das muß anders werden.“ Seither fing er zuerst über die Ostjuden zu schimpfen an. — Als Karl Lueger, diese Inkarnation aller niedrigen Instinkte des Wiener Pöbels, Ideal und Abgott des dummen und rohen Kerls von Wien, starb, schrieb der Wiener Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ über ihn einen begeisterten Hymnus. Da findet sich folgender hübscher Passus, der das „Deutsche Volksblatt“ zu hellem Jubel hinriß, aber auch sonst der Aufmerksamkeit wert ist: „Ein bißchen antisemitisch war vor den ärgsten Ausschreitungen der Partei schließlich ein jeder Wiener, auch der alteinsässige Wiener Jude. Die östlichen Gefilde sind doch zu nahe, aus denen sich alljährlich ein Strom noch wenig von der westlichen Kultur belekter Ostjuden ergießt. . . . Noch jetzt ist ein gewisses aufdringliches Urwienertum höchst verdächtig und der lauteste literarische Wiener Lokalpatriotismus stammt gewiß aus Czernowitz oder Budapest.“ Letzterer Satz enthält eine treffende Wahrheit, denn der Herr, der dies schrieb, ist wohl selber ein Jude aus Czernowitz oder Budapest, wenn auch gewiß schon getauft. Aus Wien kann er nicht sein, denn sonst müßte er wohl wissen, daß es zwar in Wien jüdische Antisemiten gibt, aber keine alteinsässigen Juden. In Frankfurt a. M., Prag, Hamburg, Lemberg, Krakau gibt es jüdische Familien, die dort seit fünf oder sechshundert Jahren ansässig sind, aber in Wien? Hier war die Geschichte der Juden bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts eine ununterbrochene Kette von Austreibungen. Kaum waren sie hier warm geworden, mußten sie gleich wieder zum Wanderstab greifen. Noch im Jahre 1847 gab es in Wien — das heute ca. 170.000 Juden zählt — im ganzen 197 „tolerirte“ jüdische Familien, Bürger auf Kündigung, die die Polizei jederzeit nach Willkür abschaffen konnte. Um jede dieser bevorzugten Familien gruppierte sich eine Anzahl anderer Glaubensgenossen als angebliche Diener aller Art, wie Mesusot-Anschläger, Fleischaussalzer u. dgl. Die Nachkommen jener Glück-

lichen, wenn sie noch heute unter uns leben, schlagen keine Mesusot mehr an und salzen kein Fleisch, sondern befinden sich im „bessern Jenseits“, wohin der Weg am Taufbecken vorbeiführt. Es gibt also in Wien keine alteingesessenen Juden; aber sie schauen mit Geringschätzung und „ein bißchen antisemitisch“ auf die östlichen Gefilde, ganz wie Todros Lokschentopf es tut. Sie sind — Westjuden. Interessant ist die perfide Insinuation, daß die „Ostjuden“ für den in Berlin und Wien ausgebrochenen Antisemitismus verantwortlich sind, der doch von diesen beiden Zentren aus nach dem Osten und auch nach dem Westen gedrungen ist. „Die deutsche Literatur ist die reichste an Schmähchriften gegen Juden,“ schrieb Graetz noch vor mehr als 40 Jahren. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Schmähchriften gegen die Juden von Krakau und Budapest gerichtet waren. Es wird auch keinem einleuchten, daß jener Dresden er Landgerichtspräsident, der vor kurzem in einer Urteilsbegründung die Juden als „notorische Wucherer“ bezeichnete, auf die galizischen Juden zielte; und wenn im Kampfe gegen die Leipziger Warenhäuser sich die dortigen Antisemiten des unlauteren Mittels bedienten, die Juden als „die notorisch häufigsten Vertreter des unreellen Handelsgeschäftes“ hinzustellen, so wäre es ziemlich schwierig, dies auf die „Ostjuden“ abzuwälzen. Es ist unsagbar widerwärtig und fordert den Spott heraus, wenn Juden sich über Juden überheben. Erst vor kurzem haben wir ein nettes Pröbchen davon im österreichischen Reichsrat erlebt. Der galizische Abgeordnete Adolf Stand beklagte sich in einer Rede darüber, daß der Staat, der die Kultusbedürfnisse aller Konfessionen reichlich subventioniere, für die jüdische allein nichts übrig habe. Den Abgeordneten Stand unterbrach ein Wiener Kollege mit unnachahmlicher Protzen-Arroganz: „Wir Westjuden brauchen keine Almosen. Wir sorgen für unsere religiösen Bedürfnisse allein!“ Daß „wir Westjuden“ Geld genug haben, ist bekannt, und „unsere religiösen Bedürfnisse“ sind, ach, so gering! Wer wüßte das besser, als jener Herr Abgeordnete selber, der als das einzige jüdische Überbleibsel in seiner ganzen Familie ragt, wie ein morscher Zahn in der verödeten Mundhöhle eines alten Weibes. Darüber braucht man sich übrigens nicht zu wundern, denn jener Abgeordnete ist der Sohn eines ehemaligen Präsidenten der Wiener jüdischen Gemeinde, und es ist seit langem schon geheiligte Tradition, daß die Nachkommen der Präsidenten der Wiener jüdischen Gemeinde sich taufen lassen; man spricht sogar davon, daß fürderhin jeder, der zu

dieser Würde gelangt, sich rechtzeitig um ein Erbbegräbnis auf dem christlichen Friedhof umsehen werde. Als aber in derselben Sitzung des Reichsrates ein deutschradikaler Antisemit bemerkte, die Juden scheuten die körperliche Arbeit und in Böhmen gäbe es auf 30.000 christliche nur 7 jüdische Lohnarbeiter, rief ihm derselbe Abgeordnete zu: „Gehen Sie nach Galizien, dort werden Sie Hunderte jüdischer Arbeiter in den Naphtagruben treffen!“ Wir sind gewohnt, diesen Ruf zu vernehmen, so oft die Antisemiten unsern „westjüdischen“ — ich wage kaum zu sagen: Brüdern vorwerfen, sie scheuten jede „produktive“, körperlich anstrengende Arbeit und verlegten sich ausschließlich auf den Handel und das Geldgeschäft. Man gehe nur nach Galizien, dort finde man die Juden zu Hunderten in den Zündhölzchenfabriken, in den Naphtagruben, in den Gerbereien, in den Glashütten, in den Ziegeleien, in den Holzfabriken, wo nicht selten das gesamte Personal, vom kleinsten Handlanger bis zum Direktor, Juden sind. Dort werden die mit Lebensgefahr verbundenen Handwerke, wie die des Dachdeckers, fast ausschließlich von Juden betrieben. Man gehe nach Russisch-Polen und Litauen, wo die jüdischen Arbeiter die Fabriken füllen, nach Odessa, wo die schwersten Hafendarbeiten von Juden verrichtet werden, nach Salonichi, wo an jüdischen Feiertagen und Sabbaten keine Schiffsladung gelöscht werden kann, weil alle Lasträger Juden sind. Als vor 13 Jahren das schöne, inhaltsreiche, noch heute lesenswerte Buch „Unter jüdischen Proletariern“ von Dr. S. R. L a n d a u erschien, brachten sogar jene sogenannten „Juden-Blätter“, die sonst nie von einem jüdischen Buch Notiz zu nehmen geruhen, lange Artikel darüber. Das war eine gute Waffe gegen den Antisemitismus. Wir sind gut genug, um als Schild gegen antisemitische Wurfgeschosse vorgehalten zu werden, aber wir bleiben nur „Ostjuden“, mit deren Ehre man nach Belieben umspringen darf. Vor wenigen Jahren fand in Wien ein Falschmünzer-Prozeß statt, in dem ein aus Litauen gebürtiger, in London erzogener, und zwei aus Ungarn stammende Juden verwickelt waren. Da hatte ein hergelaufenes Wiener Rabbinerchen die ungläubliche Schamlosigkeit, aus diesem Anlasse gegen die . . . . galizischen Juden von der Bühne, — pardon: Kanzel herab loszuziehen; in seiner Vorstellung flossen nämlich Litauen und Galizien in eins zusammen. Ungarn liegt zwar auch in den östlichen Gefilden aber die dortigen Juden sind so gestellt, daß es nicht ratsam wäre, mit ihnen anzubinden. Darum kühlte jener Seelsorger sein sittliches Mütchen an den galizischen Juden, so daß der Lemberger Abgeord-

nete Ernst Breiter sich bemüssigt sah, sich ihrer öffentlich im Reichsrath anzunehmen und die dreiste Beschimpfung energisch abzuwehren. Es steht freilich nahezu ein Dutzend Gottesgelahrter, die aus Galizien stammen, im Dienste der Wiener Kultusgemeinde als Rabbiner, Religionslehrer u. dgl. Allein, diese heiligen Männer machten es wie Todros Lokschentopf, gaben sich nicht zu erkennen und schwiegen tapfer und weise zur Beschimpfung ihrer Landsleute. Nachher soll jener Moralprediger sich entschuldigt haben, er hätte es im Auftrage seiner Brodherren, der Vorsteher seiner Synagoge, getan. Indessen sollte man meinen, daß wenn Skandalprozesse den Gradmesser für den Zustand der Sittlichkeit abgeben, so hätten die Wiener Brodherren mitsamt den bei ihnen bediensteten Seelsorgern genug zu tun, wenn sie vor ihrer eignen Türe kehren wollten. Kurz zuvor hatte nämlich in Wien ein Sittlichkeits-Prozeß stattgefunden, der in den höchsten Kreisen von „Bildung und Besitz“ spielte und sie in einem Lichte zeigte, neben welchem die moralische Verwilderung der ruchlosesten Mädchenhändler als lämmerhafte Unschuld erscheinen mußte. Sollten diese Seelenhirten nicht ihre eigne Herde zu sehr vernachlässigen, während sie sich überflüssigerweise um die „Ostjuden“ kümmern? — Und doch scheinen unsere Westjuden bei den . . . Westgojim nicht sehr hoch im Ansehen zu stehen. Derselbe Wiener Abgeordnete, der Adolf Stand so hochmütig anfuhr, konnte, weil er noch Jude ist, in keinen Klub Aufnahme finden, muß daher sein parlamentarisches Dasein als Wilder fristen, und hält sich offenbar darum für einen bessern Menschen. Vor kurzem mußte er es erleben, daß sein teurer Kollege, der Deutschfreisinnige Pergelt ihn und alle anderen Westjuden einfach verschenkte, wie zu jener Zeit, als die Juden in Deutschland Kammerknechte und Privatbesitz der Fürsten waren, und nach Belieben veräußert werden durften. Wer ist Pergelt? Herr Pergelt ist eine deutsche Winkelgröße, berühmt in ganz Warnsdorf oder Leitmeritz und Umgebung, einer jener Zwergpolitiker, die in dieser Zeit der Dekadence unter den Deutschen Österreichs das große Wort führen. Ein Slave machte ihm die Bemerkung, daß die Deutschen in Westösterreich ihre Vorherrschaft zum großen Teil der jüdischen Unterstützung verdanken. Darauf rief der Pergelt: „Wir schenken euch alle Juden!“ Als dieses grausame Wort zu den Ohren jenes Wiens Abgeordneten gelangte, wurde sein Herz von tiefstem Schmerz erfaßt, ein großer Schrecken bemächtigte sich seiner, und als er zu sich gekommen, gürtete er seine Lenden mit Tapferkeit und Mut, trat vor den er-

haben Westgoj hin und wimmerte im Namen aller Westjuden folgende herzbrechende Bitte: „O, großer Pergelt, mächtiger Pergelt, der du gebietest über ein ganzes Vierteldutzend deutschfreisinniger Stimmen im Reichsrat, du willst uns verschenken? Hast du schon vergessen, wie wir Dir und den Deinigen Jahrzehnte lang die Stiefel geleck't und Laufjungendienste geleistet haben? Wir sind bereit, dasselbe auch in Zukunft zu tun, aber bitte, bitte, verschenk uns nur nicht“. Der große Pergelt machte den Schenkungsakt bis auf weiteres rückgängig; dafür hintertrieb der Westjude alle Bemühungen des Czernowitzer Abgeordneten Dr. Benno Straucher, den Bukowinaer Juden bei der Reform des Landtagswahlrechtes eine eigne Kurie zu sichern, um sie vor der Majorisierung durch die dortigen Deutschen zu schützen. In jenen östlichen Gefilden sind nämlich die dorthin eingewanderten Deutschen die einzigen Träger des Antisemitismus. Aber gerade darum müssen ihnen die Juden Vorspanndienste leisten, denn offenbar gebietet es die „westliche Kultur“, daß man vor seinen Beschimpfern auf dem Bauche liege; dann aber erhebt man sich, wendet das Gesicht nach den östlichen Gefilden und wirft sich in die Brust: „Ich bin ein Westjude!“

\* \* \*

„Wozu hat der liebe Gott die Kartoffeln erschaffen?“ fragt ein jüdisches Witzwort. „Damit auch die armen Leute haben, von wem die Haut abzuziehen.“ Es gibt gewisse Naturen, die nicht leben können, wenn sie nicht jemanden peinigen und demütigen, sie fühlen sich nicht, wenn sie nicht jemanden erniedrigen. Für solche Naturen unter den armen Westjuden sind die Ostjuden die Kartoffel, von der sie straflos die Haut abziehen, an der sie sich für all die Demütigungen und den Unglimpf schadlos halten, die sie seit Jahrzehnten vonseiten der Antisemiten erdulden. Solch ein Herr Dr. Theodor Lessing muß es sich gefallen lassen, daß der erste beste Adolf Bartels ihn aus der deutschen Literatur einfach hinauswirft, weil er trotz seines Antisemitismus ja doch nur ein Semit ist. Aber über Samuel Lublinski schwingt er seine kritische Peitsche in der Art, wie etwa ein Lakai, der stets die Fußtritte und Ohrfeigen seines Herrn ohne zu murren einstecken muß, und einmal im Leben Gelegenheit bekommt, seine verbissene Wut an einem Wehrlosen auszulassen. In der Besprechung des Buchs „Die Bilanz der Moderne“ von Samuel Lublinski leistet sich dieser merkwürdige Lehrer der Philosophie und der Pädagogik an der Hochschule zu

Hannover folgenden Erguß: „Auf ein paar ganz kurzen, fahigen Beinchen ein fettes Synagöglein, ein Bäuchlein, wie die Apsis weit in die Außenwelt vorgestreckt. Gleichwie der Frosch sein Bäuchlein vorplustert, wenn er stolz tut und durch einen Tümpel schwimmt. Aber auf dem schwammigen Bäuchlein, kurz aufgepfropft, saß ein schwarz-rundes Köpfchen. . . . Aber das Männlein mauschelte sich gar naiv ins Zimmer und ließ Wortwürmlein fallen. . . . Und das Gebürtchen knixte sich wieder rückwärts und machte neue Abschiedsermönchen und mauschelte mit den Beinchen und streckte gar weit sein Bäuchlein heraus. . . . Es heißt Samuel Lublinski und kommt aus Pinne in Posen. . . . Eigentlich hat sein liebes Väterchen einmal an einem schönen Schabbes ein kleines Talmudtraktätchen erzeugen wollen, aber aus Versehen ist aus dem kniffligen rabbinischen Büchlein ein kluges Samuelchen geworden. . . .“

Dieses edle Denkmal westlicher Kultur stand in der von Herrn Siegfried Jakobsohn herausgegebenen „Schaubühne“. Dieser Herr — den Namen Siegfried hat er natürlich von seinem Urgroßvater — war ein obskurer literarischer Kommis, bis er bei einem, an Alfred Gold begangenen Plagiat ertappt wurde. Da entdeckte ihn Herr Maximilian Hardens feiner Spürsinn für alles Lautere und Vornehme, und er nahm ihn unter seine Fittiche. Gegen einen Autor, der Peter Schweinichen hieß und in Pankow geboren wäre, würden sich diese Herrn hüten, eine derartige literarische Büberei zu begehen. Aber da er Samuel Lublinski heißt und aus Pinne stammt, ist er für diese beiden Westeuropäer die — Kartoffel, und sie behandeln ihn, wie sie selber von arischen Antisemiten behandelt worden wären. Es nützt ihm nichts, daß er durch große Begabung, umfassende Bildung, ehrliche und tüchtige Arbeit sich einen geachteten Namen erworben hat. Sie besudeln ihn in jenem Stil, den das österreichische Abgeordnetenhaus parlamentarisch gemacht hat; aber auch hier taten es nur die patentierten Westeuropäer, die Träger der voranleuchtenden Kultur, denn kein galizischer Barbar hat sich jemals dazu erniedrigt, in diesem hohen Hause eine solche Sprache zu führen. Wie anständige Christen derartige Exzesse jüdischer Antisemiten beurteilen, zeigt folgende Auslassung des Kritikers Paul Tschorlich in Friedrich Naumanns „Hilfe“: „Ich kenne Herrn Lublinski nicht, kenne kaum sein Buch und setze einmal den Fall, ich würde es sachlich ebenso beurteilen, wie Herr Lessing. Auch dann noch müßte der anständige Mensch in mir gegen diese literarische Flegelei protestieren. . . . Ist schon diese niederträchtige und von

kleinlicher Rachsucht diktierte Methode widerwärtig, so muß man fast noch mehr die Würdelosigkeit beklagen, mit der hier der Semit Lessing den Juden Lublinski wegen seines Blutes verunglimpft. Und das in der von Siegfried Jakobsohn geleiteten „Schaubühne“. Wer je Herrn Jakobsohn von Angesicht zu Angesicht gesehen hat, der wird nicht auf die Vermutung verfallen, germanische Rasse vor sich zu haben. Da ist jede Gesichtsfalte Fleisch gewordener Talmud. Ich schätze darum Herrn Jakobsohn durchaus nicht geringer. Aber ich beklage den Tiefstand an literarischem Geschmack, der darin liegt, daß ein Jude zur ordinärsten Judenverhöhnung die Hand bietet... Das ekelregende Schauspiel, daß zwei mehr oder weniger getaufte Juden den dritten Juden lediglich deshalb anpöbeln, weil er Jude ist, diese literarische Affenkomödie fordert im Namen des Menschentums zum Protest heraus...“ Hübsch wäre es, wenn Herr Adolf Bartels auf Grund der Ausschreitungen dieser Antisemiten „die Juden“ für die Verrohung des Tones in der Kritik verantwortlich machen würde. Interessant ist indessen, was für eine Rolle hier dem armen Talmud zugedacht wird. Der in Pinne geborene Lublinski hat ebenso wenig seines Geistes einen Hauch verspürt, wie Jakobsohn, dessen Vater schon aus Pinne nach Berlin ausgewandert war. Aber beiden wird er an den Kopf geworfen. Auch die wuchtige Faust Thomas Manns ist auf den Nacken unseres Dr. Lessing niedergesaust. „Es ist nicht zu sagen“, schreibt er im Literarischen Echo, „wo überall Herrn Lessings Wiege gestanden haben könnte, gesetzt, daß er eine gehabt... Wer im Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen, und wer sich als Schreckbeispiel schlechter jüdischer Rasse durchs Leben duckt, verrät mehr als Unweisheit, verrät schmutzige Selbstverachtung, wenn er sich für Pasquille bezahlen läßt, deren drittes Wort „mauscheln“ lautet... Nachdem er als Mediziner, als Schullehrer falliert, als Lyriker, Dramatiker und in jenem von ihm so dringlich empfohlenen „philosophischen Werke“ seine weichliche Unfähigkeit erwiesen, hat unser Held sich in Göttingen als theaterkritischer Volontär, in München als Zionist und Conférencier für Damen versucht, wird neuerdings, ein alternder Nichtsnutz, vom Polytechnikum zu Hannover als Privatdozent geduldet... Ich oder ein anderer: Irgendwer mußte den Schächer strafen. Kein ehrenvolles Geschäft; aber vornehmes Übersehen ist nicht immer am Platz und macht den Lumpen das Handwerk zu leicht...“ Eine hübsche Charakteristik des Mannes, den Herr Prof. Geiger zum Tugendwächter der „Ostjuden“ ernannt hat, und der von einem im

verborgenen thronenden Beschützer der galizischen Juden ausgesandt wurde, um ihre Erlösung aus der Not anzubahnen. „Seine Atemnähe ekelt mich an“ sagt Mann weiter. Der Geprügelte wird sich sein Leben lang der Prügel rühmen. Seht, das sind die Spuren der Ohrfeigen, die mir Thomas Mann eigenhändig herabgelangt hat. „Der Rabbiner hat heute mit mir gesprochen“, prahlte der größte Lump im Städtchen. „Was hat er dir gesagt?“ — „Hinaus, du Flegel!“ — Ich frage: Darf dieser Ton um sich greifen? Darf ein unsauberes, verwildertes und schlecht erzogenes Literatengesindel den jüdischen Namen schänden? Schule und Vaterhaus haben hier offenbar ungenügend gewirkt. Die öffentliche Meinung muß das Versäumte nachholen. Es wird sonst wenig nützen, darauf zu pochen, daß man „Westjude“ sei.

\* \* \*

Welcher beschränkte Kopf diese geschmacklosen Bezeichnungen „Ostjuden“ und „Westjuden“ geprägt hat, weiß ich leider nicht. Aber wenn er sich einbildet, in der Sache originell gewesen zu sein, irrt er sich gewaltig. Das ist alles nämlich schon einmal dagewesen. Nur lag damals die Demarkationslinie nicht bei Pinne und Posen sondern viel, viel weiter gegen Westen, bei Straßburg und Avignon. Berlin, Hannover, Frankfurt am Main und der Elsaß waren die östlichen Gefilde, ganz wie heutzutage Czernowitz und Budapest. Der Westen fing erst in Bordeaux an. Dorthin hatten sich nämlich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts reiche Marannen aus Spanien und Portugal geflüchtet, lebten anfangs unter der Maske des Christentums, bis sie sich öffentlich zum Judentum bekennen durften. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts bildeten sie eine zahlreiche und angesehene Gemeinde. Die Juden im Elsaß, in Frankfurt a. M. und überhaupt in Deutschland pflegten seit jeher, von grausamen Unterdrückungen und Not gedrängt, nach Polen auszuwandern. Infolge der seit einem Jahrhundert in Polen herrschenden Wirren waren die deutschen Juden damals gezwungen, sich nach dem Westen zu wenden. Die portugiesisch-spanischen Juden, die Sephardim, die damaligen „Westjuden“, begegneten ihnen überall mit Geringschätzung und Antipathie. Sie hielten die Prügel und Martern, die ihre Vorfahren auf der pyrenäischen Halbinsel erlitten, für vornehmer als die deutschen, und sich selbst daher für edlere Menschen, als die „ostjüdischen“ Aschkenasim. Als in Bordeaux sich 152 nicht-sephardische Juden angesiedelt und sich eines gewissen Wohlstandes

und Ansehens erfreuten, war dies den Sephardim ein Dorn im Auge. Sie verfaßten daher im Jahre 1760 neue Gemeindevorsatzungen, die ihrem Gemeindevorstand die Befugnis erteilten, jeden fremden Juden als Landstreicher binnen 3 Tagen aus der Stadt entfernen zu lassen. „Sie brandmarkten von vornherein alle fremden Juden nicht portugiesischen Ursprunges als Landstreicher und Bettler, die ihnen, den Reichen, zur Last fielen. Sie verleumdete dieselben, daß sie durchweg ein ehrloses betrügerisches Gewerbe betrieben, und nahmen solchergestalt die Bürgerschaft und die Behörden gegen sie ein.“ (Graetz). Jakob Rodrigues Pereira bewirkte beim König Ludwig XV. die Bestätigung dieser Statuten, und so wurden Ende 1761 sämtliche fremde Juden aus Bordeaux ausgewiesen. Nur „zwei alte Männer, und Frauen die den Mühsalen der Vertreibung erlegen wären“, und Jakob von Perpignan, „der sich große Verdienste um die Stadt erworben hatte“, wurden von der Maßregel verschont. „Alle Übrigen wurden ins Elend gestoßen“. Diese Vertriebenen und Verstoßenen waren die Urgroßväter unserer heutigen „Westjuden.“ Wenn man bedenkt, was z. B. die gerade hundert Jahre nachher gegründete Alliance Israélite Universelle seit ihrem Bestand bis auf den heutigen Tag für die vertriebenen und heimatlosen Juden aus Rußland und Rumänien und im ganzen Orient getan hat, wie sie in stiller, unverdroßener Arbeit, mit unvergleichlichem Opfermut die Sinkenden zu erheben und den Unglücklichen ihr bitteres Los tragen zu helfen bemüht war, so wird man nicht ohne freudige Genugtuung konstatieren, welch ein großartiger Geist sittlicher Gemeinbürgerschaft, sozialer Verantwortlichkeit und werktätiger Liebe jenen niedrigen Lakaienhochmut, jenen Geist krämerhafter Engherzigkeit, die in Grausamkeit ausarten konnte, bezwungen hat. Allerdings noch nicht ganz; denn noch immer spukt er in den Niederungen, und hüllt sich mit Vorliebe in lärmendes Getue und wortreiches Gerede „für unsere östlichen Brüder,“ und dahinter steckt, für den schärferen Beobachter unverkennbar, der glühende Wunsch, diese östlichen Brüder möchten nur dorthin gehen, wo der Pfeffer wächst. Wir werden ihnen Kultur hintragen, so viel sie brauchen, wir werden 20 oder auch 50 Mark Jahresbeitrag zahlen, werden ihnen Kolonien versprechen, und sie mögen nur hingehen, wenn sie nur nicht zu uns kämen; sie mögen sich mit dem verhaßten Hebräisch, dem wir bei uns nicht einmal mehr die bescheidene Stelle im Gottesdienst gönnen, vollstopfen, so viel es ihnen schmeckt, mögen sich mit Zionismus und Nationalismus amüsieren, und Luft-

staaten bauen, wir wollen sie nicht stören, wollen ihnen sogar behilflich sein, um neue Absatzgebiete für den Export von östlichen Brüdern zu erschließen, damit sie uns nur vom Leibe bleiben. Treitschke und seine Nachbeter haben den Leuten so lange eingeredet, daß sie nichts als ökonomische Parasiten seien, die sich von den Säften der Wirtsvölker nähren, daß sie es glauben und in jedem neuen Ankömmling einen Konkurrenten wittern, der etwas von besagten Säften an sich saugen könnte. In einer Rednerversammlung zu Berlin, die über das Schicksal der rumänischen Juden beriet, hörte ich einmal einen Herrn, der den Antrag stellte, man solle nur Geld zusammenschießen um die Ausgewiesenen südwärts über das Schwarze und das Mittelmeer nach Amerika zu schaffen, damit sie nicht über Deutschland reisen, wo etwas von ihnen hängen bleiben könnte; er und sein Anhang fühlten sich sehr gekränkt, daß diese einfache Lösung der Frage nicht nach Gebühr gewürdigt wurde. Es ist wahrlich nicht der einzige Fall gewesen, in dem sich diese Gesinnung manifestierte. Vor 150 Jahren in Bordeaux würden diese Herren die „rumänischen Ostjuden“ einfach des Landes verwiesen haben. Die Hartherzigkeit der Sefhardim von Bordeaux hatte in der Welt mißliebigen Aufsehen erregt und die Christen sagten sich, die Distinktion zwischen Sefhardim und Aschkenasim sei ihnen nicht recht klar, wenn in Frankreich Juden nicht wohnen dürfen, dann müsse dies für alle Sorten von Juden gelten. Ihre Tat drohte, sich gegen sie selber zu wenden. Dazu hatte Voltaire vor Kurzem eine Schrift voll gehässiger Anklagen gegen die Juden veröffentlicht, um sich für die schmutzigen Handel schadlos zu halten, die er mit zwei Berliner Juden gehabt, die ihm beinahe um die Gunst Friedrichs gebracht hätten. Da trat ein Literat auf den Schauplatz. Es war der steinreiche und mächtige, aber ebenso beschränkte Isaak Pinto, ein aus Bordeaux stammendes, sehr angesehenes Mitglied der Amsterdamer sephardischen Gemeinde. In einer Erwiderung auf Voltaires Angriffe gab er die Wahrheit aller Anschuldigungen zu, allein sie gälten nur für die nichtsephardischen Juden. Wolle man Juden finden, wie Voltaire sie schilderte, müsse man weit, weit gen Osten, nach Metz, Frankfurt, Berlin gehen, und diese Juden verachten Pinto und die Seinigen nicht minder als Voltaire. „Wenn ein portugiesischer Jude in London oder Amsterdam eine deutsche Jüdin heiraten würde, so würde er für ewig von der Gemeinschaft der Seinigen ausgeschlossen und würde nicht einmal auf ihrem Begräbnisplatz eine Ruhestätte finden“. „Ein englischer Jude (die englischen

Juden waren lauter Sephardim) gleiche so wenig einem Religionsgenossen von Konstantinopel, wie dieser einem chinesischen Mandarin. (Dabei wußte offenbar der Flachkopf nicht, daß die Juden in Konstantinopel ebenfalls Sephardim sind). Ein Jude von Bordeaux und einer von Metz scheinen zwei ganz verschiedene Wesen zu sein. „Das Kame daher, daß die portugiesischen Juden von den edelsten Familien des Stammes Juda ihre Abkunft herleiteten, und diese Abstammung sei für sie von jeher in Spanien und Portugal ein Antrieb zu großen Tugenden und ein Schutz vor Laster und Niedrigkeit gewesen. Man fände daher bei ihnen keine der Verbrechen oder Vergehen, deren sie Voltaire beschuldige“. Anders die deutschen, die „Ostjuden“, die vom Pöbel von Juda abstammten. „Er entschuldigte allerdings ihr nicht sehr ehrenhaftes Gewerbe und ihr verächtliches Auftreten mit den gehäuften Leiden, der Knechtung und Demütigung“. Ganz so wie heute Herr Dr. Lessing es den Ostjuden erläßt, sie mit dem erhabenen ethischen Maßstab des Westens zu messen, denn sie seien ja im Grunde ein „Elendvolk“, dem Betrügen und Betrogenwerden eine Lebensbedingung sei. — Diese drollige Theorie von der edleren Abstammung der Sephardim diente hundert Jahre später einem Nachkommen jenes Rodrigues Pereira in Paris zur Begründung seines Auftretens gegen seinen früheren Chef Rothschild, dessen Bureaux er verlassen hatte, um ihm im Kampfe auf dem Geldmarkt die finanzielle Oberhoheit zu entreissen. Er, der Aristokrat vom Stamme Juda, müsse diesen Frankfurter Plebejer, diesen Ostjuden entthronen. Rothschild, dieser Sproß des Pöbels von Juda, weigerte sich hartnäckig, den Tisch seines ehemaligen Angestellten besetzen zu lassen. „Ich behalte ihm den Platz, bis er wiederkommt“. Und er kam wieder. Das ist ja das Los der Edlen auf dieser schnöden Erde. — Auch als am Ausgang des 18. Jahrhunderts die Juden den Kampf um die bürgerliche Gleichberechtigung aufnahmen, trennten die Sephardim ihre Sache resolut von der der Aschkenasim, es war ihnen nur um ihre eigene Befreiung zu tun, die deutschen „Ostjuden“ überließen sie ihrem Schicksal, wenn sie sie nicht gar denunzierten. Man muß über die Bornirtheit staunen, die da glaubte, die christliche Welt würde sich auf die alberne Unterscheidung zwischen West- und Ostjuden einlassen, und während die einen entrechtet bleiben müßten, die andern für bevorzugt erachten. Allein dieser erbärmliche Dünkel hat die Sephardim zum allergrößten Teil noch heute nicht verlassen, überall sondern sich von den Aschkenasim ab, und haben sogar

eigne Friedhöfe, deren adlige Erde entweiht würde, wenn ein aschkenasischer Leichnam in ihr ruhte. Wenn die altsässigen Wiener Juden auf ihre Czernowitzer und Budapester Glaubensgenossen herabsehen, so sehen die Wiener Sephardim wiederum auf jene herab und halten sich für westlichere Westjuden, obwohl sie vom Westen her auf einem beträchtlichen Umweg über den Orient nach Wien gelangt sind. Und weil sie, das kleine Häuflein, sich von dem großen Stamme losgelöst haben, sind sie auch verdorrt. Wenn sie sich für eine Aristokratie halten, so gilt von ihnen das Wort eines englischen Staatsmannes von den Tories: sie gleichen den Kartoffeln, die besten von ihnen liegen in der Erde. Und zwar schon sehr lange, an die 5, 6, oder 7 hundert Jahre. Und diese Besten, wer verwaltet ihr Erbe? Was wüsste die Welt heute von Ibn Nagrela, Gabirol, Ganach, Jehuda Halevi, Maimuni, den Ibn Esra, Albalag, Ibn Latif, Charisi, Ibn Pakuda, Crescas, Albo und all den andern, ohne die Arbeit der verachteten „ostjüdischen“ Aschkenasim? Diese waren es, die mit unvergleichlicher Hingebung das Leben jener Männer erforscht und dargestellt, ihre Werke ausgegraben, ediert und kommentiert, ihre Ideen für die Gegenwart fruchtbar gemacht haben. Nicht in Bordeaux, sondern in Żolkiew, Brody, Tarnopol, Lemberg, Prag, Frankfurt a. M., Berlin und Breslau ist die Wissenschaft des Judentums geschaffen worden, die für alle Zeiten ein Ruhmestitel des jüdischen Stammes bleiben wird. Und kein Pereira und kein Pinto hat seinen Namen in diese glorreiche Ruhmestafel eingegraben. Wie zum Possen ist selbst Luzzatto — Lusatia! — aschkenasischer Abstammung. Seine wichtigsten Arbeiten sind in Galizien erschienen und hier lebten ihm auch die besten Freunde und Jünger. Sogar die Erforschung ihrer eignen Sprache und Volksliteratur überliessen sie großmütig zweien Aschkenasim. Ganz mit Recht. Die misera plebs hat die großen Arbeiten zu leisten. Ein hochmögender p. t. Adel steht auf der Seite, schaut zu und nickt verständnislos mit dem edlen Haupt. Ebenso standen die Sephardim den anderen großen Leistungen des jüdischen Stammes im 19. Jahrhundert ziemlich fern. Den Kampf um die Emanzipation haben die deutschen Juden ohne sie durchgeführt. An der Schaffung der modernen hebräischen Literatur und Poesie haben sie nur höchst minimalen Anteil genommen. Die Aschkenasim, aber nicht die Sephardim haben auf allen Gebieten der modernen Natur- und Geisteswissenschaften, sowie der Musik und der bildenden Künste Männer ersten Ranges gestellt. Sogar auf dem Felde der rein wirtschaftlichen Arbeit, als

Pioniere des Handels und der Industrie, können sie keinen Vergleich mit den verachteten Ostjuden aushalten. Sie haben wohl ererbte Vermögen mehr oder minder schlecht verwaltet, aber keine neuen geschaffen. Und wer ist es, der ihren nach den Orient verschlagenen nähern Brüdern seit 50 Jahren, von Damaskus und Bagdad bis Mogador und Tanger, Hilfe bringt, sie aus dem mehrhundertjährigen Sumpf der Unkultur zieht und dem Licht und der nützlichen Arbeit zuführt? Nur einer von ihnen hat sich im verflrossenen Jahrhundert Ruhm und Ehrfurcht innerhalb der ganzen Judenheit erworben: Moses Montefiore. Aber das war doch einer, der wahrlich keinen Unterschied zwischen Ost- und Westjuden kannte. Nicht einmal Lehrstätten vermochten sie aus eigener Kraft zu errichten, und ihre hervorragendsten Rabbiner der Gegenwart stammen aus Polen oder Deutschland, wenn sie nicht unter polnischen und deutschen Lehrmeistern ausgebildet wurden. Nur an einer Bewegung unter den Juden haben sie regen Anteil genommen — an der Taufbewegung, ja, hierin gingen sie im 18. Jahrhundert stellenweise den Aschkenasim leuchtend voran. Angesichts dieser Tatsachen erscheint ihre adelsstolze Überhebung so spanisch, dass sie schon an Don Quijote erinnert. Echter Adel gleicht den Bäumen, wurzelt fest und tief im saftigen Erdreich des Volkstums und ragt weit über den Boden empor, erhebt die Wipfel hoch in die Wolken und spendet den Niederunden Frucht und Schatten, schützt sie vor Sturm und Ungewitter und leitet das lebenspendende Wasser herbei. Was die Wurzeln aus dem nährenden Mutterboden zieht und sie fahrig in alle Winde streckt, was sich vom Stamme loslöst und in feigem Egoismus seinen eigenen Vorteil und Bequemlichkeit sucht, ist Kanaille, und wenn sie ihre angeblichen Stammbäume noch so hoch hinauf führt. Es ist übrigens nicht ratsam, sich auf die adligen Familien von Juda zu berufen, so lange wir das Zeugnis der Propheten über deren sozialen und moralischen Wert besitzen.

Dagegen hat diese westjüdische Aristokratie die traurige Genugtuung erlebt, daß Treitschke ihre Partei gegen die Aschkenasim ergriff. Etwas verspätet freilich: „Die Israeliten des Westens und des Südens gehören zumeist dem spanischen Judenstamme an, der auf eine vergleichsweise stolze Geschichte zurückblickt und sich der abendländischen Weise immer ziemlich leicht eingefügt hat,“ schrieb er im Jahre 1879, um den ausbrechenden Antisemitismus in Deutschland zu rechtfertigen. „Die spanischen Juden haben unter den Omajjaden eine reiche literarische Nachblüte erlebt, bürgerliches

Behagen und Ansehen genossen und sogar Kriegshelden hervor-  
gebracht. Sie empfanden nachher unter den christlichen Königen  
den namenlosen Jammer, aber auch die erhebende und begeisternde  
Macht des Martyriums. . . . Wir Deutschen haben es mit jenem  
polnischen Judenstamm zu tun, dem die Narben vielhundertjähriger  
christlicher Tyrannei sehr tief eingeprägt sind; er steht erfahrungs-  
gemäß dem europäischen und namentlich dem germanischen Wesen  
ungleich fremder gegenüber.“ . . . Es war natürlich nur ein boshafter  
Witz von Treitschke, die Berliner, Frankfurter und Kölner Juden als  
polnische zu bezeichnen. Denn er wußte als Historiker ja ganz gut,  
daß j e n e n d e u t s c h e n J u d e n, die vom 14. bis in das 17.  
Jahrhundert vor den grausamen Bedrückungen und Verfolgungen deut-  
scher Fürsten und Städter in Polen Zuflucht suchten und fanden, keinerlei  
Narben vielhundertjähriger christlicher Tyrannei eingeprägt sein konnten.  
Denn nicht in Polen war es, wo die Juden wie die wilden Thiere  
ins Ghetto eingepfercht wurden, dessen Tore man über Nacht von  
außen zusperrte; nicht hier wies man neuangesiedelten Juden einen  
Platz außerhalb der Stadt an, „wo die Frauen in der Schande saßen,“  
wie es der große Kurfürst tat, als er einige der aus Wien vertriebenen  
Judenfamilien einlud, sich in Berlin niederzulassen, (nachdem 160  
Jahre zuvor sämtliche Juden aus Brandenburg ausgewiesen worden  
waren) um den Handel und die Industrie zu heben. Jene Gruppe  
von Ansiedlern bildete den Keim der heutigen Berliner jüdischen  
Gemeinde. Nicht in Polen war es, wo die Juden gezwungen wurden,  
spitze Hüte und an der Brust gelbe Lappen zu tragen; wo bis in  
das 19. Jahrhundert jeder Gassenjunge dem ehrbarsten Juden zurufen  
durfte: „Mach Mores, Jud!“; wo die Juden bis ans Ende des  
18. Jahrhunderts wie das liebe Vieh Leibzoll entrichten mußten.  
Nicht in Polen war es, wo die natürliche Vermehrung der Juden,  
wie schädlicher Tiere, durch boshaft niederträchtige, kleinliche  
pharaonische Gesetze eingeengt wurde, wie in den meisten deutschen  
Staaten und in den österreichischen Erblanden, namentlich Böhmen  
und Mähren, bis ins 19. Jahrhundert. Nicht in Polen waren die Juden  
Privateigentum des Königs, der Großen und sogar der Städte, die  
sie nach Belieben verkaufen oder auch verleihen und verpachten  
konnten. In Polen hatten die Juden eine ausgedehnte Selbstver-  
waltung und eigne Gerichtsbarkeit, und hatten sich aus eigener  
Kraft unter dem Schutze der Könige eine Organisation geschaffen,  
deren Autorität von den Glaubensgenossen ferner Länder freiwillig  
anerkannt und häufig angerufen wurde. Die Juden bildeten in Polen

nahezu einen Stand, mit dem jeder neue König, gleichwie mit den anderen Ständen, *pacta conventa* schloß, indem er ihre alten Privilegien erneuerte. Die einzigen ständigen Bedränger der Juden in Polen waren die aus Deutschland eingewanderten Städter, die alsbald von ihrem ganzen mitgebrachten Deutschtum nur noch den Brotneid und den Haß gegen die Juden beibehielten. Aber ihre guten Absichten brachen sich an der Macht und der Energie der Könige und des Adels. Sogar der hohe Klerus, sofern er dem Hochadel entstammte und auswärtigen Einflüssen sich nicht zu beugen brauchte, schützte die Juden vor Übergriffen. In Polen hat nur einmal ein Bischof sich herausgenommen, den Talmud verbrennen zu lassen, und zwar auf Betreiben jüdischer Apostaten. In Deutschland wich die Talmudverbrennung jahrhundertlang nicht von der Tagesordnung. Gleichwohl ist den polnischen Juden der namenlose Jammer, aber auch die erhebende und begeisternde Macht des Martyriums nicht erspart geblieben, und sie wurde weder gemildert noch geschwächt dadurch, daß das Martyrium mit dem großen Jammer zusammenfiel, der über das Reich hereinbrach. Und die Juden in Deutschland, haben sie das Martyrium nicht gekannt? Was sagen die Memorbücher und die Martyrologien dazu? Die Gemeinde zu Frankfurt a. M., war sie die einzige, deren ganze Geschichte bis in die neueste Zeit ein ununterbrochenes Martyrium gewesen ist? Und jene 38 Juden, die gerade vor 400 Jahren in Berlin lebendig verbrannt wurden, weil sie angeblich eine Hostie geraubt, gemartert und geschändet hatten, bis Blut von ihr rann und sie Wunder tat, sie waren nicht die einzigen und nicht die letzten Opfer. All das wußte Treitschke sehr wohl, aber es paßte ihm, die deutschen Juden zu ärgern und zu verunglimpfen. Könnte er den Artikel des Herrn Dr. Lessing lesen, er würde ihm zurufen: „Sehr schön, guter Freund, alles was du sagst, stimmt auf ein Haar, aber es ist vergebliche Liebesmüh', das ganze Odium auf die polnischen Juden abwälzen zu wollen, die deutschen Juden sind aus demselben Stoff. Westjuden? Ja, aber als solche betrachte ich nur jene, die westlich von Deutschland sind.“ Dasselbe tun übrigens die antisemitischen Zeitungen. Sie spenden dem Dr. Lessing reichlichen Beifall. Nur fällt es ihnen natürlich nicht ein, irgendwelche, auch die „allerwestlichsten“ Juden auszunehmen.

\* \* \*

Von allen Ostjuden hat unser Freund und Erlöser den galizischen das sorgfältigste Studium zugewandt. Schon seit früher Jugend

hatte er den Wunsch, Galizien zu sehen. „Ich kannte das Land aus Geschichten und Büchern. Aus den Ghettobüchern von Kompert, Sacher-Masoch und Franzos. Später aus den Erzählungen neuhebräischer und neujüdischer Dichter, deren größter vielleicht S. J. Abramowitz ist.“ Hierzu ist zu bemerken, daß die ganze von Franzos produzierte Ghettoliteratur durchaus unwahrhaftig und verlogen ist. Dieser Herr kannte die Juden gar nicht, hatte nie mit ihnen gelebt, war in jüdischen Dingen ein kompletter Ignorant, seine Kindheit verbrachte er in einem Kloster, seine späteren Jahre im Auslande; er hatte bei seinen gelegentlichen kurzen Anwesenheiten in Galizien dem dortigen Juden flüchtig abgesehen, wie er sich räuspert und wie er spuckt; des Juden Leben, Trachten und Sehnen war ihm vollkommen fremd, er hat keine einzige lebenswahre Judengestalt auf die Beine gebracht, alle seine Schilderungen erregen Lachen. Überdies diente er einer Richtung, die darauf ausging, sein Heimatland Galizien politisch und wirtschaftlich herabzusetzen und niederzuhalten, darum verhöhnte und begeiferte er alle dessen Bemühungen, sich emporzuarbeiten. Leider hat bisher von allen Machwerken dieses Schriftstellers nur eins, sein posthumer Roman „Der Pojaz“ eine gebührende Beleuchtung gefunden, von Seiten des Herrn Dr. E. F i n k e l in Pasewalk, der soviel ausgezeichnete Sachkenntnis, Objektivität und kritisches Geschick an den Tag gelegt hat, daß man von ihm die verdienstliche Arbeit einer Analyse des Gesamtwerkes von Franzos erwarten möchte. — Daß Herr Dr. Lessing Sacher-Masoch gelesen hätte, dürfte eine Lüge sein, denn dieser hochbegabte Novellist kannte freilich das jüdische Leben vorzüglich, idealisierte es aber übertrieben und fand, wie jene Prinzessin Radziwill, alles entzückend. Kompert hat gar keine galizischen Juden geschildert; alle seine Geschichten spielen in Böhmen und zwar vor einem oder einem halben Jahrhundert. Dagegen hat Abrahamowitsch die Juden in Südrußland geschildert, die unter ganz anderen Verhältnissen und in einem anderen Milieu leben, als die Juden in Galizien. Freilich haben die Juden aller dieser Länder gewisse gemeinsame Züge; aber wer beispielsweise die Niederdeutschen kennen lernen will, wird nicht zu den Werken Roseggers greifen, und wenn einer, der Fritz Reuter gelesen, die steiermärkischen Bauern zu kennen behaupten würde, so würde man ihn für einen Flachkopf und Aufschneider halten. Bezeichnend ist es jedoch, daß dieser gründliche deutsche Gelehrte von der reichhaltigen belletristischen Literatur der galizischen Juden keine Ahnung hat. Daß er die

Liederdichter, von Wolf Ehrenkranz bis Beirach Schafir, nicht kennt, deren Gesänge zum Teil sogar in den Volksmund übergegangen sind, wird man sich nicht wundern. Aber ein halbwegs kundiger und gewissenhafter Mensch hätte sich über Galizien nicht aus Kompert informiert, sondern zu den Büchern von Wilhelm Feldman gegriffen, die besonders die Strömungen innerhalb der jüngern Generation trefflich zeichnen; er hätte sich bei dem unerbittlich strengen, aber klugen und feinen M. D. Brandstetter über die Chassidim und deren Gegner Aufklärung geholt, und hätte unter keiner Bedingung Nathan Samuely übersehen können, dessen sämtliche Prosaschriften auch in deutscher Sprache erschienen sind und ihm in Deutschland einen guten Namen gemacht haben. Samuely hatte sich mit seinen noch vor 40 Jahren erschienenen lyrischen und epischen Gedichten einen vornehmen Platz in der neuern hebräischen Poesie gesichert. Seither hat er in zahlreichen größeren und kleineren Erzählungen lebenswahre, vorzüglich beobachtete und tieferfaßte Bilder aus dem jüdischen Leben mit großer Meisterschaft gezeichnet. Er hat eine ganze Gallerie von Gestalten aus allen Schichten des Volkes und allen Zonen des geistigen Lebens und Strebens geschaffen, die, jede in ihrer Art, klassisch sind. Er hat die sozialen und kulturellen Wandlungen der galizischen Juden seit 40 Jahren bald mit Jubel, bald mit Zorn, mit überlegenen Humor oder mit wehmütiger Ironie, aber stets mit innigster Anteilnahme verfolgt. — Von all dem weiß unser Philosoph nichts. Aber trotz seiner vollkommenen Unkenntnis von Land und Leuten fühlt er in sich den Beruf, zu entscheiden, „was wohl für die körperliche Aufzucht und eine bessere Jugend-erziehung der Juden in Österreichisch-Polen geschehen könne.“ Was für glückliche Menschen wir doch sind! Wir leben ahnungslos in den Tag hinein und schlafen arglos in der Nacht, und im fernen Hannover wacht ein Freund über unser Heil und zerbricht sich den Kopf, wie man uns aus der Not erlösen könnte. Nun hat Herr Dr. Lessing so feinsinnig dargelegt, wie wir polnische Juden stets mit Fragen zu antworten pflegen, daß ich mir selber untreu würde, wenn ich nicht wenigstens zum Schlusse noch einige bescheidene Fragen anbrächte. Zunächst: wer ist es, der unsrem Forscher „einen Auftrag“ gegeben hat, „über die neuen Schulen in Krakau zu berichten“? Er möge nur sein Inkognito lüften, damit wir ihm öffentlich unsren tiefgefühlten Dank aussprechen — dieser große Anonymus, dieser unbekannt und ungebetene Wohltäter, der Herrn Dr. Theodor Lessing zum

Sendboten an die Ostjuden ausersehen und ihm vermutlich auch noch das nötige Kleingeld vorgestreckt hat. Wir haben ein Recht, die Mitschuldigen zu kennen. Herr Prof. Geiger, der das Schandwerk der Öffentlichkeit übergeben, hat ja die gebührende Züchtigung hier erfahren, aber wer war der Anstifter? Er darf nicht ferner im Verborgenen thronen, sondern muß den Mut haben, sich zu nennen. Was sind das ferner für neue Schulen in Krakau, über die Herr Lessing berichten sollte? „Ich wünschte jene Schulen zu sehen, die durch die Wohltätigkeit des Baron Hirsch in Galizien entstanden sind“, sagt er. In Krakau gibt es aber überhaupt keine neuen Schulen, keine Baron Hirsch-Schulen. Dort hatte der verstorbene Abgeordnete Dr. Arnold von Rapoport (ein Enkel von S. J. Rapoport) eine Handwerkerschule ins Leben gerufen und sie mit sehr reichen Mitteln ausgestattet. Sie entwickelte sich ausgezeichnet. Arme jüdische Knaben, die sonst verkommen und ins Lumpenproletariat herabsinken mußten, drängten sich zum Unterricht und lernten fleißig und tüchtig. Als die Hirsch'sche Schulstiftung aktiviert wurde, übernahm sie diese Schule auf ihre Rechnung, der Gründer wurde in das Wiener Kuratorium der Stiftung gewählt. Man knüpfte bei uns große Hoffnungen an die Krakauer Handwerkerschule. Aber es bestand die große Gefahr, daß das böse Beispiel ansteckend wirken könnte. Die jüdische Bevölkerung hätte mehrere solche Schulen verlangt, und diese hätten in einem Menschenalter eine Generation von tüchtigen und wohlgesulten Handwerkern herangebildet, die das heimische Gewerbe auf eine hohe Stufe gehoben hätten; aus dem Gewerbe hätte sich wohl eine Industrie entwickelt. Schön. Aber was sollte dann aus dem westösterreichischen Powel werden, für den Galizien das traditionelle Absatzgebiet bildet und für ewige Zeiten bilden muß? Und wo hätte man dann Objekte der Wohltätigkeit hergenommen, östliche Brüder in Galizien, die man in einemfort retten und erlösen, über deren bittere Not man herzbewegende Klagen in erschütternden Zeitungsartikeln ergießen kann? Darum mußte der Abgeordnete Rapoport aus dem Wiener Kuratorium scheiden und die Schule wurde rasch geschlossen. Die Gefahr war gebannt. Es gibt also gar keine neuen Schulen in Krakau, über die Herr Lessing an unsren verschleierten Erlöser hätte berichten sollen. Es ist mir ferner ein Rätsel, was das für „sozialpolitische Vorträge“ gewesen sein mögen, die er im Jahre 1906 „im äußersten Osten“ gehalten haben will. Ich lag im Jahre 1906 in Wien

schwerkranke darnieder, habe aber die Vorgänge im Osten genau verfolgt und kann versichern, daß dort niemand, am allerwenigsten die Juden, nach Herrn Lessings sozialpolitischen Vorträgen Verlangen trug. Sie hatten ohnehin Schlimmes genug zu erdulden. Dagegen weiß ich, daß sich dort zu jener Zeit viele verdächtige Gestalten herumtrieben, von denen keiner wußte, woher sie kamen und was sie wollten, und die sich an alle Schichten der Bevölkerung herandrängten. War Herr Dr. Lessing damals Jude, oder zufällig getauft? Als Jude konnte er ja dorthin gar nicht kommen. Wer hat ihm denn den nötigen Paß verschafft? Es wäre für uns von großem Interesse, über all das Genaueres zu erfahren, damit wir unsern Gönner besser zu würdigen wüßten.

\* \* \*

Seitdem der Antisemitismus in Berlin und Wien das Bürgertum derart durchdrungen hat, daß dort die liberalen Bezirksvereine und verwandten Körperschaften streng darauf achten, jüdenrein zu sein, haben alle Kannegießer und Bierbankpolitiker unter den dortigen Juden, für die die Sozialdemokratie keine Verwendung hat, sich auf die notleidenden „östlichen Brüder“ geworfen, in deren ewiger Rettung und Hebung ihr Rede- und Tatendrang sich auslebt. Es ist gar nicht zu sagen, was für Unmengen von Reporter-, Redner- und Vereinsmeiertalenten auf diesem Gebiete verbraucht werden. Besonders Galizien ist ein sehr bequemes und wohlfeiles Experimentierfeld für alle beschäftigungslosen Weltverbesserer, die uns vermittelt eigens für uns erfundener nationalökonomischer Konzeptionen, von denen es keinem Volkswirt je geträumt, wie zum Beispiel Wohltätigkeitsindustrie, und vermittelt verschiedener Sorten von gespaltenen chinesischen Haren aus der Not emporziehen, — während man andererseits die natürlichen Hilfsquellen unsres Landes und unsrer Gesellschaft nach Kräften zu unterbinden bemüht ist. Daß seither unser Wohlstand rastlos wächst, steht ein paarmal im Jahr in allen Zeitungen geschrieben. Wir selber merken freilich nichts davon; wir sind nun einmal eine stumpfe und niedere Rasse. Aber die Jahresberichte in den Zeitungen, die wissen's. So erfuhren wir erst vor kurzem aus den Blättern, daß im vergangenen Jahr ein Segen von 300.000 Mark vermittelt besagter Wohltätigkeitsindustrie sich über uns ergossen habe. Das ist für unsre armseligen Verhältnisse eine Riesensumme, und wer bei uns soviel besitzt, ist schon ein — mehrfacher Millionär. Es wäre denn auch eine Hartherzigkeit ge-

wesen, einen solchen Segen auf einen engen Kreis zu beschränken, darum hat man nicht weniger als 3000 Glückliche daran teilnehmen lassen, Das macht im Durchschnitte 2 Mark die Woche auf den Kopf. Ein Volk dem ein solches Glück widerfährt, muß es sich schon gefallen lassen, so behandelt zu werden, wie Herr Lessing uns behandelt, und darf nicht murren. — Wenn ein paar aus allen Wiener Klubs hinausgeworfener Jünglinge der jeunesse dorée sich „auf ihr Judentum besinnen“ und einen Verein zur Beherbergung armer Reisender gründen, wie er in jedem galizischen Städtchen existiert, so erheben sie einen Höllenlärm in den Zeitungen, schicken einen Delegaten nach Galizien, der sich von Journalisten interviewen läßt und dann der Welt berichtet, er habe in Galizien 300.000 jüdische Bettler gezählt, die seine Auftraggeber zu retten gedenken. Das geschieht alles natürlich bloß, um unsren Kredit in der Welt zu fördern unsren Wohlstand und unsre Lage zu heben. Als im Oktober 1905 die Judenmetzeleien in Odessa ausbrachen, beeilten sich unsere berufsmäßigen Wiener Lebensretter unter der Führung eines kaiserlichen Rates X. und eines kaiserlichen Rates Y. über die . . . galizischen Juden ihre schützenden Fittige auszubreiten. Die beiden kaiserlichen Räder — die Namen habe ich leider vergessen — rollten flugs mit vereinten Kräften zu Baron Gautsch hin, der damals zufällig wieder Ministerpräsident war, und beschworen ihn bei allem was ihm heilig sei, den Judenverfolgungen halt zu gebieten, da sonst die Gefahr bestehe, diese könnten . . . nach Galizien herübergreifen. Der kleine Gautsch, der damals um die Gunst des großen Lueger buhlte, fertigte die Wächter Israels wie Schulbuben ab. Doch der Telegraph verkündete die Großtat unserer Beschützer der aufhorchenden Welt, und diese hätte vielleicht wirklich geglaubt, es sei durch unsere Fürsprecher ein gräßliches Unglück von den Häuptern der galizischen Juden abgewendet worden, wenn nicht der Zufall bald die ganze „Aktion“ als eine dreiste Taktlosigkeit, eine unverschämte Verdächtigung entlarvt hätte, nur zu sehr geeignet, das Land zu diskreditieren und Unfrieden unter der Bevölkerung zu säen. Während nämlich den bald massenhaft in Galizien eingetroffenen Flüchtlingen die ganze Bevölkerung, von dem Statthalter und dem Landmarschall bis zum Dorfschulzen, die wärmste Teilnahme entgegenbrachte, leistete sich der allmächtige Bürgermeister von Wien das hübsche Späßchen, den dortigen Juden in öffentlicher Sitzung vom Bürgermeisterthron herab zu drohen, er werde ihnen ein Odessaer Blutbad bereiten, wenn sie sich politisch in einem ihm

mißliebigen Sinne betätigen würden. Das war wohl der kräftigste Beweis, daß die Herren von Wien in erster Reihe berufen sind, über die Gesundheit der galizischen Juden zu wachen. Monatelang haben in jenem denkwürdigen Winter die jüdischen Arbeiter in Lemberg sich das Frühstück versagt, um es den Flüchtlingen zu bringen, darbtten sich vom Munde ab, um den Unglücklichen beizustehen; und unsere Wiener Wohltäter überfluteten uns noch ärger als sonst mit ihrem Schund und machten unsre Handwerker brotlos. — Aber die heldenmütigste Tat vollbrachte der selige Herr von Taussig, eine Säule des Vorstandes der Wiener jüdischen Gemeinde, Stolz und Stütze der Rechtgläubigen. Just am ersten Pesachtag setzte er sich in die Eisenbahn und reiste nach Paris, und alle Zeitungen von Europa brachten ihren Lesern die Kunde davon. Man erinnert sich noch, wie gerade damals über den Häuptern hunderttausender von Juden das blutige Schwert hing, welches ja auch bald darauf niedersauste und zahllose Opfer forderte. Da war keine Zeit zu verlieren, Herr von Taussig konnte nicht warten; er setzte sich just am ersten Pesachtag in die Eisenbahn, und flugs war er in Paris, und — die Würger der Juden hatten auch bald die langersehten Millionen in der Tasche. Es war mehr als nur ein guter Witz, es lag ein tieferer Sinn darin, daß Seine Ehrwürden, der Herr Oberrabbiner Dr. M. Gudemann an der Bahre dieses edlen Mannes ihm nachrühmte, er habe das Geschäft als Religion getrieben, und die Religion als Geschäft. — Eine hervorragende Methode, uns zu retten war seit jeher, uns im Reichsrat zu vertreten. Es verging keine Wahl, ohne daß auf jedes von uns zu vergebende Mandat sich ein halbes Dutzend hehrer Westeuropäer meldeten, die bereit waren, sich für uns zu opfern und die Bürde eines galizischen Volksvertreters aus unserer Hand auf ihre Schultern zu nehmen. Sie hielten unser Land für eine bequeme Zufluchtsstätte für alle politisch Obdachlosen und Hinausgeworfenen. Auch bei den letzten Wahlen ist uns das Malheur, ich meine eigentlich, die Ehre, passiert, daß ein „Westjude“ sich herbeigelassen hat, uns miserable Ostjuden vor Europa zu repräsentieren. Der Herr hat von politischen und wirtschaftlichen Fragen keine Ahnung, ist nie früher in unserem Lande gewesen, versteht keine der landestüblichen Sprachen, die Bedürfnisse der jüdischen Bevölkerung sind ihm vollkommen unbekannt, in spezifisch jüdischen Dingen ist er völlig unwissend; aber er ist sozusagen von Beruf Europäer; er soll nämlich vor Jahren einmal irgend etwas über alte griechische Scherben, die sich im Louvre zu Paris befinden,

geschrieben haben. Kann es einen bessern Befähigungsnachweis für einen Vertreter galizischer Juden im Wiener Reichsrat geben? Solchen Herren gibt Gott mit dem Mandat auch die nötigen Kenntnisse, wenn sie nur die rechte Gesinnung mitbringen. Mit denselben Kenntnissen wäre der Herr befähigt, ebenso wie einen galizischen Bezirk in Wien, ein türkisches Vilajet in Konstantinopel, oder eine englische Grafschaft in London zu vertreten, und es würde genau auf dasselbe herauskommen. — Jeder unserer Lebensretter aus dem Westen schreit mit mächtiger Stimme in die Welt hinaus, wie tief die Not sei, in der wir stecken und aus der uns zu befreien er seine Lenden gürt. Die Klage über unsere Wohnungsnot, die Herr Lessing in so beweglichen Worten anstimmt, tönt schon nahezu 20 Jahre, aber aus all den beleidigenden und heuchlerischen Lamentationen ist noch nicht eine einzige bequemere Wohnstätte errichtet worden. Und hier möchte ich allen, die aus dem Westen zu uns kommen, natürlich meine ich nur jene, die in guter Absicht zu uns kommen, folgendes Erlebnis erzählen. Ich kannte einmal einen Heidelberger jüdischen Fabrikantensohn, der in Berlin Jura studierte, plötzlich aber die Studien an den Nagel hing, um Schauspieler zu werden. Mit einer Schmiere, der er sich angeschlossen hatte, verirrte er sich in eine baltisch-litauische Stadt. Als ich ihn wiedersah, war er furchtbar aufgebracht gegen die Juden, und erklärte, es bleibe ihm nur übrig, sich taufen zu lassen. „Juden habe ich gesehen, ich sage Ihnen, schaudervoll! Das sollen meine Glaubensgenossen, meine Brüder sein? Ich danke!“ Er hatte nämlich leibhaftige jüdische Abdecker und Kanalräumer gesehen. Und mit solchen Leuten mußte er sich in der Synagoge in eine Reihe stellen, da er gerade Jahrszeit hatte, um Kaddisch zu sagen. Sie stanken natürlich furchtbar, hatten schmutzige Wäsche an, und ungeputzte Nägel. Das geht einem wohlherzogenen Europäer auf die Nerven, der von jung auf gewohnt war, nur wohlriechende und parfümierte Glaubensgenossen um sich zu sehen, Bankiers, königliche Kaufleute, Sanitäts-, Justiz- und andere Räte. An diesen Heidelberger Fabrikantensohn muß ich stets denken, so oft ich einen Galizienfahrer aus dem Westen sehe, der halb mitleidig, halb verächtlich, mit herablassendem Wohlwollen und bedauernder Teilnahme über unser Elend und unsere Minderwertigkeit den Kopf schüttelt und uns einen Haufen wohlgemeinter Ratschläge herüberschickt, und eine größere Nachsendung mitsamt einem Almosen verspricht. Alle diese Herren und Damen vergessen den gewaltigen Unterschied zwischen der Lage der Juden in Deutsch-

land und jener in Galizien. Dort ist kaum jeder hundertste Einwohner ein Jude, hier ist es jeder siebente. Dort gehören die Juden allesamt dem wohlhabenden Mittelstand an, mit zahlreichen Ausläufern nach oben und sehr wenigen nach unten. In Galizien bilden sie die große Masse der städtischen Bevölkerung in ihrer ganzen sozialen Gliederung, von ganz unten bis hoch hinauf. Auf den großen Unterschied in der ökonomischen Entwicklung beider Länder, für die doch kein Sterblicher verantwortlich gemacht werden kann, braucht nicht erst hingewiesen zu werden. Wenn man die Juden in Galizien mit denen in Deutschland vergleicht, so ist es, wie wenn man eine Kolonie von Sommerfrischlern mit der Einwohnerschaft einer volkreichen, wimmelnden Riesenstadt vergliche, eine Baumgruppe in einem wohlgepflegten, englischen Park mit einem Urwald. Die jüdischen Gemeinden in Deutschland gleichen einem Organismus, dessen Tätigkeit auf einige wenige der angenehmsten und leichtesten Funktionen reduziert ist; in Galizien, wie überall in Osteuropa, haben sie das ganze Leid, alle Wehen und alle Schmerzen des vollen Lebens zu tragen — eines Lebens, das noch dazu häufig durch die ungünstigsten äußeren Verhältnisse gehemmt wird. Das Übersehen dieser Grundtatsache ruft so viele schiefe Urteile über uns hervor und macht die bestgemeinten Ratschläge und auch die dargebotene Hilfe unwirksam. Dabei steht die dargebotene Hilfe in einem so schreienden Mißverhältnis zu jenen bestgemeinten Ratschlägen und Ermahnungen, mit denen wir so reichlich versehen werden! — „Die Umwandlung Deutschlands zum modernen Staatswesen ist ihm allerorten nicht aus eigener Kraft gelungen, sondern durch die Siege Frankreichs auferlegt worden. Das hat kein geringerer als Fürst Bismarck unumwunden und öffentlich zuerkannt“. (Philippon.) Der neueste deutsche Biograph Napoleons rechnet es diesem als Großtat an, Preußen in die Bahnen des modernen Staatslebens gezwungen zu haben. Umsoweniger hätten wir „Ostjuden“ Anlaß, geringer von uns selbst zu denken, weil wir auf die Hilfe unserer glücklicheren Glaubensgenossen angewiesen sind, um unsere kulturelle und ökonomische Lage zu verbessern. Und wir wissen es zu schätzen, wenn man zu uns kommt, um unsre Verhältnisse zu studieren. Aber was wir verlangen können, ist Verständnis! Und gerade dieses vermischen wir leider bei allen unsren Besuchern. Ich habe eine ganze Gallerie von Galizienfahrern kennen gelernt. Vor Jahren pflegte häufig ein Herr aus Hamburg blitzartig auf uns niederzuzucken, in einigen Städten ein paar Vorlesungen zu halten, uns

mit einer erstaunlichen Fülle von Ratschlägen und Ermahnungen und Versprechungen zu überhäufen, und fuhr gleich davon, wußte alles besser, und hatte nicht die geringste Ahnung von der wirtschaftlichen und sozia'len Lage des Landes und speziell der Juden. Einmal reiste ein deutscher Rabbiner in Gesellschaft eines unsrer Wiener berufsmäßigen Versorger durch Galizien; ein prächtiger und vornehmer Herr, der bei Leichen- und Hochzeitsfeierlichkeiten in seiner Kolonie von Sommerfrischlern, die vielleicht aus 100 Familien besteht, ungemein dekorativ wirken muß; im übrigen eine Seele von einem Menschen, voll Güte und Herablassung, in wirtschaftlichen Dingen von der rührenden Naivetät eines dreizehnjährigen Schulmädchens; die ganze Welt war für ihn eine große Wohltätigkeitsanstalt, in der es vorzüglich hergehen würde, wenn nur die hochverehrten Mitglieder ihre Beiträge pünktlich zahlen und die Insassen sich recht brav verhalten würden. Und mit seinem ganzen Vorrat von vielleicht 100 Zitaten aus Talmud und Midrasch prägte er uns diese Lehren ein. Übrigens hielt er nachher einen oder gar zwei Vorträge über Galizien. Ein andresmal kamen zwei Damen, die beide keine der landesüblichen Sprachen verstanden; sie betrachteten sich vom Fenster eines erstklassigen Hotels in Lemberg das Treiben auf der Straße, machten einige hübsche Ausflüge in die Provinz, ließen sich interviewen, sprachen mit dem und jenem über dies und jenes, und am Ende schrieben sie mit vereinten Kräften sogar ein Buch über Galizien, von dem ich aus Höflichkeit lieber nicht reden will. Wieder einmal kam eine Dame, die tat unendlich wichtig und geheimnisvoll, sprach in rätselhaften Wendungen von einer großen Mission, von „einem Auftrag,“ den sie von auswärts erhalten habe, mietete sich in einer Damenpension ein, verschwand für kurze Zeit und tauchte wieder auf; am Ende bildete sich ein Nebel von Sagen um ihre Person, man hielt sie für eine verkleidete Mannsperson, andere witterten in ihr sogar einen Spion. Schließlich lasen wir, daß sie in Deutschland über uns Vorträge mit Lichtbildern hielt, wie etwa jemand, der bei den Botokuden gewesen ist. — Ich brauche wohl nicht erst nachdrücklich zu betonen, daß es mir nicht im Traume einfallen würde, jene Reisenden etwa mit Herrn Dr. Theodor Lessing in eine Reihe zu setzen. Aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sie ihm den Weg gewiesen haben. Und nun streift in den galizischen Städten schon wieder eine Dame herum, sie hat auch „einen Auftrag“, hoffentlich werden wir also bald wieder „Eindrücke aus Galizien“ lesen. Obwohl sie angeblich aus Palästina kommt, tritt sie

doch mit der ganzen Überlegenheit einer „Westjüdin“ auf, und jedes dritte Wort aus ihrem Mund lautet „wir Deutschen!“ Wir wissen, daß die in Palästina angesiedelten Deutschen sich an die dortige Bevölkerung mit der Parole wenden: „Kauft nicht bei Juden!“ Wir wissen, daß von denselben Leuten jetzt eine große, stille und hartnäckige Hetze gegen die Einwanderung der Juden nach Palästina ins Werk gesetzt wird, indem man vermittelt Korrespondenzen in englischen und deutschen Blättern die jungtürkische Regierung durch ungeheuerlich übertriebene Nachrichten über die furchtbar anschwellende „Macht der Juden“ in Palästina beunruhigt und argwöhnisch macht. Nach der Lehre der Alldeutschen ist bekanntlich Palästina eine zukünftige deutsche Kolonie, ein „Gebiet künftiger deutscher Arbeit“, und darum gilt es, rechtzeitig die „fremden Juden“ davon fernzuhalten. Nach derselben Lehre aber dürfen die Juden kein Plätzchen auf Erden haben, wo sie sich heimisch fühlen könnten. Es gehört also ein besonders feiner Takt dazu, in Galizien mit „wir Deutschen!“ um sich zu werfen. Aber die Dame hat „einen Auftrag“, und da ist nichts dagegen zu machen. Fürwahr, diese distinguished foreigners fangen nachgerade an, eine Landplage für uns zu werden. Das Erforschen Galiziens scheint sich in Deutschland zu einer besondern Berufsart zu entwickeln, gleich wie das Entdecken neuer Rembrandts und verschollener Van Dycks. So lange das harmlos war, mochten wir es uns ja gefallen lassen, aber nach den neuesten Erfahrungen ist das nicht mehr harmlos. Und da muß ich euch schon wieder eine Anekdote erzählen. Zu einem Rabbiner kam einmal ein Autor mit einem neuen Kommentar über Hiob, für den er eine Approbation verlangte. Der Rabbiner las das Manuskript durch und sagte: „Einen Kommentar über Hiob? Ich will euch gern die gewünschte Approbation erteilen. Der arme Hiob hat so viele Plagen ausgestanden, auf eine mehr oder oder weniger kann es ihm ja nicht ankommen“. Aber schließlich bekommt auch Hiob die Kommentare satt, und er richtet an alle seine gegenwärtigen und künftigen Kommentatoren die dringende Bitte:

„Bleibt doch gefälligst daheim im Lande, und nährt euch redlich!“

Lemberg, im März 1910.

